

GRAPHISCHE PRESSE

ORGAN FÜR DIE INTERESSEN DER LITHOGRAPHEN, STEINDRUCKER, CHEMIGRAPHEN, PHOTOGRAPHEN, LICHT-UND KUPFERDRUCKER, FORMSTECHEP, TAPETEN-U. WACHSTUCHDRUCKER U. VERW. BERUFE.

Abonnement. Die Graphische Presse erscheint wöchentlich Freilag. Abonnementspreis: 1 Mk. inkl. Zustellung pro Quartal. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. (Post-Zeitungs-Katalog Nr. 3573.) Für die Länder des Weltpostvereins 1,25 Mk.

Redaktion: Adolf Domnick, Berlin N 24, Elsassstr. 86-88^{III}
Verlag: Otto Sillier, Berlin N 24.
Telephon: Amt Norden, 4268. Druck u. Expedition: Conrad Müller, Scheidestr., Auguststraße 8. — *Redaktionschluss: Montag.*

Insertion. Für die viergespaltene Pettzelle oder deren Raum 30 Pfg., bei Wiederholungen Rabatt. Für Vereinsmitglieder sowie Vereinsanzeigen 15 Pfg. pro Zeile. Belagungen nach Übereinkunft. — *Zuschriften an die Expedition erbeten.*

Inhalt.

Hauptteil: Bekanntmachungen. Die internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik. Rundschau. Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag, I. Rückgang der Tuberkulose-Sterblichkeit. Die deutsche Werkbund-Ausstellung in Köln. Der Segen der Reichsversicherungsordnung. — **Allgemeines:** Mitarbeit durch unsere Mitglieder. Zigarettenmonopol, Steindruck und Lithographie. Ortsberichte: Chemnitz, Mannheim. — **Der Lithograph:** Aus Adolf Menzels Briefwechsel. — **Der Steindrucker:** Unsere Meinung. Ein neues Verfahren im Offsetdruck. — **Photograph:** Mitarbeiter. Zwei wichtige Gerichtsentscheidungen. — **Die Tapetenbranche:** Eilenburg. — **Feuilleton:** Vom Bühnertisch. — **Anzeigen.**

Bekanntmachungen.

Zur gef. Beachtung!

Sehr oft kommt es vor, daß von den Ortsvorständen Postsendungen an uns noch an die alte Adresse, Anklamerstraße 27, gesandt werden, wodurch die Verzögerung der Zustellung eintritt. Wir teilen daher nochmals die neue Adresse des Hauptvorstandsbureaus mit, die wir zu beachten bitten: Berlin N 24, Elsassstr. 86/88, III. Stock. Telefon Amt Norden Nr. 4268.

Der Hauptvorstand.
I. A.: Otto Sillier.

An alle Orts- und Gauvorstände sandten wir am 16. Mai unser Rundschreiben Nr. 11 und das Ergebnis der Arbeitslosenstatistik vom 1. April 1914. Wo dieses Material nicht angekommen ist, wollen man uns zwecks Nachlieferung sofort Mitteilung machen.

Der Hauptvorstand.
I. A.: Otto Sillier.

Die internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik.

Taktmäßig, einformig rollen die Räder. Mit jeder Minute eilen wir der Großstadt näher; der Großstadt, die in diesem Sommer das Reiseziel vieler Tausende werden soll. Vor wenigen Wochen noch umfing mich die idyllische Ruhe einer mittleren Stadt, die abseits vom großen Verkehr, nur wenig durchwühlt von der kapitalistischen Großindustrie, eine jahrhundertalte, versteinerte Kunst in ihren Mauern behütet; einer Stadt, die von dem Ruhm vergangener Jahrhunderte zehrt. Damals gab es Generationen Menschen, die aus den Bedürfnissen des täglichen Lebens heraus ihre Wohnhäuser, Kirchen und öffentlichen Gebäude in eigenartig künstlerischem Gepräge schufen. Unabhängig, ja ohne Kenntnis alter architektonischer Vorbilder vollbrachten sie Leistungen der Baukunst, die wir nicht müde werden zu bewundern und die doch unsere Zeit erst als wirkliche edle Volkskunst entdeckt und erkannt hat.

Taktmäßig, einformig rollen die Räder. Vorwärts, unermüdet vorwärts eilt der Zug. Doch die Gedanken kehren sich nicht daran; zurück zu Zeiten geht ihr Flug, die längst dahin sind. Jahrhunderte, die noch keine Zeitung kannten, wo Bücher mühsam mit der Hand geschrieben wurden. Wo die Nachrichten von Mund zu Mund weitergetragen wurden und Jahre brauchten, bis sie in entlegene Teile des Landes kamen.

Was mag man sich damals über die Erfindung Johann Gutenbergs gedacht haben? Was mögen wohl die intelligentesten Menschen

threr Zeit über die Zukunftsaussichten der Erfindung der Buchdruckerkunst geträumt haben? Zu einer Zeit, als die Ausnutzung der Dampfkraft völlig unbekannt war, als die Menschen die Existenz einer elektrischen Kraft nicht ahnten. Denken wir uns unsere modernen Verkehrseinrichtungen fort, Eisenbahn, Straßenbahn, Dampfheißluft und Luftschiff und Flugapparat; streichen wir Telegraph und Telefon und ähnliche moderne Einrichtungen, die uns heute so sehr unentbehrlich erscheinen, aus unserm Gedächtnis, dann kommen wir allmählich einem Zustand nahe, der um jene Zeit, als Gutenberg uns seine Erfindung schenkte, vorhanden gewesen sein mag.

Im Jahre 1436. Und das Mittelalter in seiner geistigen Finsternis, mit seinem Aberglauben und seiner Grausamkeit steht vor uns. Aufatmend fasse ich nach meiner Tageszeitung — da knarrt die Bremse, langsamer fährt der Zug, Leipzig grüßt deutlicher und bestimmter uns entgegen.

Leipzig, Hauptbahnhof! — Straßburg 1436 und dieser Bahnhof! Zwar wird es noch Jahre dauern, bis er gänzlich fertiggestellt sein wird, und doch wirkt er jetzt schon überwältigend durch die ungeheure Größe seiner Dimensionen und durch die würdige, künstlerisch vollendete Durchführung seiner Formen. Die gläubigen Anbeter alter klassischer Baukunst, die da meinen, daß unsere Zeit unfähig sei, eine ihr eigene Kunst zu schaffen, müssen hier wankelmütig werden. Wer die modernen Bauwerke, besonders der Großstädte aufmerksam betrachtet, dem kann es nicht entgehen, daß immer bestimmter ein eigenartiger Baustil sich Geltung zu verschaffen sucht, der der Geschmacksrichtung und den Bedürfnissen unserer Zeit gerecht zu werden sucht. Der gleichzeitig der erwachenden Schönheitssucht der Massen, als dem jedem Überflüssigen abholden, kapitalistischen Geschäftsgelst gerecht zu werden sucht.

Dieser Bahnhof gibt uns einen Vorgeschmack von dem, was Leipzig und seine Ausstellung uns zu bieten vermag. Energisch, unermüdet ist Leipzig bemüht, aus der ehemaligen Krämerstadt eine wirkliche Kunststadt zu machen.

So wird es uns verständlich, wie in dieser Stadt der Plan zu dem gewaltigen Unternehmen einer Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik entstehen konnte.

Allgemeine Weltausstellungen hat Deutschland noch nie veranstaltet. Ihre Bedeutung verlieren sie auch im Auslande mehr und mehr. Umso eifriger werden die landgewerblichen Ausstellungen bevorzugt. Und welches Land hätte wohl mehr Anspruch im Buchgewerbe die Führung zu übernehmen, als Deutschland? Mit seinen weit über 35000 Bücherneuerscheinungen im Jahre 1913 geht es in der Welt voran. Nach der neuesten Statistik übertrifft es mit jener Zahl die Bücherproduktion von England, Frankreich und Amerika zusammen.

In schweren, grauen Regenschwaden lagert es über der Ausstellung. Die grünen Dächer der zahllosen Ausstellungsgebäude fließen in

dieser feuchten Luft ineinander, um erst beim Nähertreten ihre charakteristischen Formen zu zeigen. »Buchgewerbe« lesen wir in goldenen Lettern an dem größten dieser Gebäude. Hier finden wir vor allem den deutschen Buchhandel vertreten. Die einzelnen Verlagsstädte, wie Stuttgart, München etc., haben die ihnen zur Verfügung stehenden Räume einheitlich, nach künstlerischem Entwurf ausgeschmückt. Auf die Ausschmückung der Räume sowie der einzelnen Kojen ist von den Ausstellern besonderer Wert gelegt worden. So mancher Aussteller hat in seinem bescheidenen Raum bezaubernde Wirkungen erzielt. Stoff und Farbe, Wand und Fensterbekleidung vereinigen sich vielfach zu intimster, märchenhafter Stimmung. So mancher hat es sich Unsummen kosten lassen, um in Raumkunst und Dekoration das denkbar Vollendeteste zu leisten. Die Dekoration ist heute zu einer wirklichen Kunst geworden. Auch das wollen wir rückhaltlos gestehen, diese vollendeten Dekorationen sind in der überwiegenden Mehrheit. Und auch hier wie in diesem ganzen Ausstellungshaus bewahrheitet es sich wieder, daß nur der kapitalkräftige Unternehmer den Sieg davonträgt. Der Künstler, der Dekorateur ist bezahlter Lohnarbeiter und die Wirkung seines Werkes richtet sich im allgemeinen nach der Leistungsfähigkeit seines Auftraggebers. Wie ein Ausschnitt aus einem Prunkpalast wirkt der Raum der Firma Ernemann, Fabrik photographischer Apparate. Der Bund der Farbenfabriken hat sich eine leicht gewölbte Säulenhalle aufstellen lassen, die monumentale Wirkung und träumerische Ruhe zugleich ausströmt. Schade, daß die im weiten Bogen auf einem schier endlos langen Tisch ausgestellten Gläser mit den vielen Farben diese Wirkung wieder etwas beeinträchtigen. Das eine können wir mit großer Befriedigung feststellen, daß in den Kreisen der ausstellenden Unternehmer ersichtlich das Bestreben obwaltete, mehr durch die künstlerische Schönheit als durch auffällige Reklame zu wirken. Und dieses Bestreben ist vielfach in glänzender Weise gelungen. In manchem Raum hatten wir Mühe, den Namen der ausstellenden Firma festzustellen. Doch gibt es auch Ausnahmen. Die Firma Klimsch glaubte wohl, nicht auf eine auffällige Hervorhebung ihres Namens verzichten zu können. Hier und bei einigen anderen wirkt noch das alte Reklamebedürfnis durch. Gerade von dieser Firma hofften wir darin Besseres zu sehen. Als Ersatz dafür bietet sie einige technische Neuerungen, die dem Fachmann aus der Reproduktionstechnik willkommen sein werden.

Wir wandern durch stille, träumerische Gänge. An Räumen gehen wir vorüber, die in gedämpften Farbentönen zum Ausruhen einladen. Und Bücher stehen um uns in sinnverwirrender Fülle, in stillvollen, sorgsam angepaßten Schränken. Der Tritt der wenigen Besucher verhallt, gedämpft durch weiche Teppiche. Festerliche Ruhe umfängt uns.

Da gehen leise Geigenmelodien durch die Stille. So klar, so schmelzend süß und so glückenrein, gedämpfte Pianobegleitung dabel.

Hier spielen Meister der Musik. — Unwillkürlich lenken viele der Besucher ihre Schritte dem Klange nach. Ein kleiner hochgewölbter Konzertsaal nimmt uns auf, und wie wir uns nach den Musikern umsehen wollen, da sehen wir ein mechanisches Piano mit einem einer Orgel ähnlichen Schrank, der jetzt geöffnet ist. Drei Geigen sind zu sehen, während der Bogen als ein großer Ring sich mechanisch um die Geigen bewegt und abwechselnd auf diesen die prächtig gespielten Melodien hervorbringt. Ein eigenartiges Wunder der Technik.

Doch nicht das einzige. Sind es nicht ebenfalls staunenswerte Fortschritte der Technik, wenn wir uns das Modell der alten Galgenpresse betrachten, die einst im Jahre 1797 Alois Senefelder für seine Steindruckarbeiten benutzt hat, und wir vergleichen damit jene Rotationsmaschinen, die heute im Steindruck so Erstaunliches leisten. Oder wir betrachten in einem Rundgang durch die Maschinenhallen, wie der Schriftsetzer, Schriftgießer durch die Linotype, die Monotype und wie die Setzmaschinen heißen, ersetzt wird. Oder wie eine Bronziermaschine, angeschlossen an die Steindruckschnellpresse, bei voller Ausnützung 8 bis 10 Hilfsarbeiterinnen überflüssig macht.

Bel voller Ausnützung. Sollen wir darum die Verdrängung des Kleinbetriebes, die unaufhaltsam fortschreitet, bedauern, wenn durch solche technische Neuerung mit einem Schlage die Beschwerden über die überbordende Brotdarstellung fortfallen? Soll die Arbeiterschaft die technischen Fortschritte bekämpfen, weil dadurch Menschenkräfte überflüssig werden könnten. Kurzsichtige, zünftlerische Interessenpolitik hat die Arbeiterschaft immer ernsthaft zu vermeiden gesucht. Aber uns sind technische Fortschritte immer willkommenes Beweismittel gewesen für unsere Behauptung, daß eine weitgehende Verkürzung der Arbeitszeit heute schon möglich ist. Dem denkenden Berufskollegen bietet diese Ausstellung für solche Betrachtungen ausgezeichnetes Material. Nicht nur für die technische, sondern auch für die wirtschaftliche Belehrung ist hier überreichlich gesorgt; so reichlich, daß man fast müßlos wird, das alles bewältigen zu können.

Wohl zum ersten Male haben auf einer solchen Ausstellung Unternehmer wie Arbeiterorganisationen neben einander ausgestellt. Friedlich lehnt sich der Ausstellungsraum des Tarifamtes der deutschen Buchdrucker an den des Vereins der Buchdruckunternehmer. Abseits, wie grollend, steht der prächtig ausgestattete Raum des Vereins der deutschen Buchdrucker. Den ersten beiden gegenüber lehnen sich eng aneinander die Verbände der deutschen Buchbinder, der Lithographen, Steindruckers und verw. Berufe, der Buch- und Steindruckerei-Hilfsarbeiterinnen- und Arbeiter-Verband und dann die Notenstecher. Auf die Ausstellungen dieser Organisationen wollen wir später zu sprechen kommen. Heute nur noch eins. Vielleicht, daß für spätere Fälle darauf Rücksicht genommen werden kann.

Einigkeit macht stark. Wäre es nicht richtiger gewesen, wenn alle graphischen Arbeiterorganisationen diese Ausstellung einheitlich organisiert und einheitlich ausgeschmückt hätten? Haben nicht die letzten Jahre immer deutlicher

gezeigt, wie diese Berufe auch technisch ineinander fließen? Das wäre ein erfreuliches Bild geworden, wenn die graphischen Organisationen gemeinsam auf den Plan getreten wären. Dann hätte das prächtige Postament, das der deutsche Buchdruckerverband der Ausstellung geschenkt hat, noch schönere Wirkung ausgelöst. Mit stolzem Gefühl hätten dann die Angehörigen der graphischen Gewerbe den Spruch dieses Postaments sich zu eigen machen können:

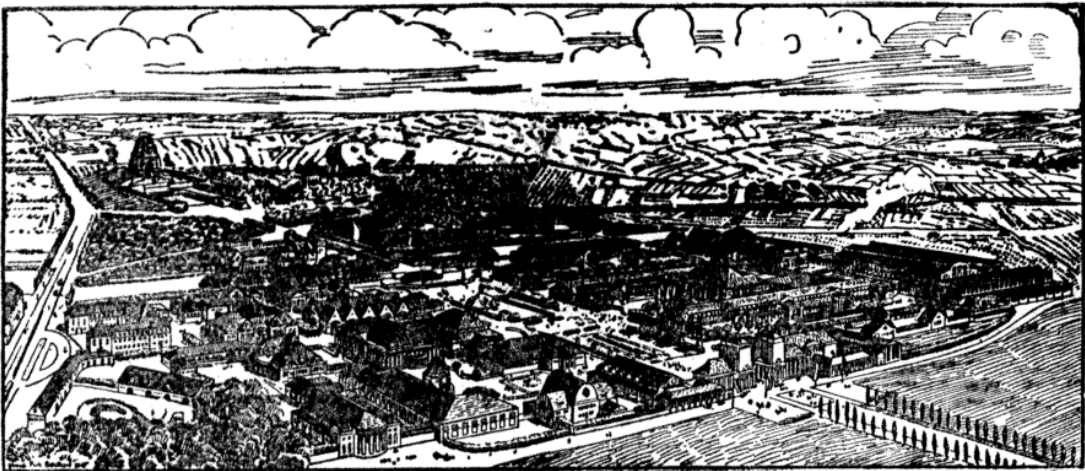
»Fest, wie der Fels im wilden Meer,
Steht der Arbeit gewaltiges Heer.«

Rundschau.

Ästhetische Kultur. Wo heute Tausende und Abertausende nicht einmal soviel haben, wie zu des Leibes Nahrung gehört, da von ästhetischer Kultur, von einem Leben in Schönheit zu sprechen, klingt das nicht wie ein leerer Traum? Ist es nicht ein Bild, das zwar in Lieblichkeit heute vor unserem geistigen Auge leuchtet, aber doch so fern ist, daß es vielleicht in Wirklichkeit niemals uns vor Augen stehen wird? — So wird im ersten Augenblicke

Beratungsgegenstände ernannt worden. Den Rechnungsbericht der Generalkommission gibt Karl Legien, den über das Arbeiterinnen-Sekretariat Fräulein Gertrud Hanna, über die sozialpolitische Abteilung berichtet Robert Schmidt und über das Zentral-Arbeiter-Sekretariat Rudolf Wissel. Referent über die Volksfürsorge ist Gustav Bauer, über die Handhabung des Reichsvereinsgesetzes August Brey-Hannover, über Arbeitswilligenschutz und Unternehmerterrorismus Alexander Schilke-Stuttgart, über die Bestrebungen des Verbandes deutscher Arbeiternachweise Adam Neumann-Berlin, über Arbeitslosenfürsorge August Winnig-Hamburg, über die gesetzliche Regelung der Tarifverträge Theodor Leipart-Berlin, über den Einfluß der Lebensmittelteuerung auf die wirtschaftliche Lage der Arbeiterklasse Johannes Timm-München.

Die erste Generalversammlung der Volksfürsorge wird vom Vorstand für Sonnabend, den 13. Juni 1914, nach Hamburg, mit folgender Tagesordnung einberufen: 1. Geschäftsbericht des Vorstandes und Aufsichtsrates; 2. Bericht der Revisionskommission des Aufsichtsrates; 3. Genehmigung der Bilanz für das Geschäftsjahr 1913 und Entlastung von Vorstand und Aufsichtsrat; 4. Beschlussfassung über die Verwendung des Überschusses; 5. Änderung des Gesellschaftsvertrages; 6. Wahl der Mitglieder des Aufsichtsrates und der Ersatzmitglieder; 7. Anträge des Aufsichtsrates; 8. Sonstige gemäß § 28 Absatz 3 des Gesellschaftsvertrages eingelaufene Anträge. — Die Rechte und Aufgaben der Generalversammlung sind geregelt in den §§ 24 bis 32 des Gesellschaftsvertrages. Teilnahmetüchtig sind die Aktionäre. Jede Aktie gewährt das Stimmrecht



Gesamtansicht der Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik.

Den Aktionären werden innerhalb der letzten beiden Wochen vor der Generalversammlung Eintrittskarten und Stimmzettel übersandt. Der Generalversammlung werden die Geschäftsergebnisse des ersten Geschäftsjahres vom 1. Juli bis 31. Dezember 1913 vorgelegt werden, die sie zu prüfen und über die Verwendung der erzielten Geschäftsgewinne sein Beschluß zu fassen hat. Die vom Vorstand im Einverständnis mit dem Aufsichtsrat unter Ziffer 5 der Tagesordnung vorgeschlagenen Änderungen des Gesellschaftsvertrages betreffen eine rein redaktionelle Änderung des § 23 und die Neueinfügung eines Paragraphen betreffend die Verwendung etwa vorhandener Überschüsse bei Auflösung der Gesellschaft. Da die Geschäftsergebnisse für das erste Halbjahr sowohl in Hinsicht auf die Antragsproduktion als auf den finanziellen Erfolg sehr erfreulich sind, darf man der Generalversammlung mit Freuden entgegensehen. Die Funktionäre der Volksfürsorge in allen Teilen des Reiches, die durch ihre mühe- und opferreiche Arbeit die Erfolge ermöglicht haben, dürfen ihren schönsten Lohn darin sehen, wenn die Generalversammlung schon im ersten Jahre der Gewinnreserve der Versicherten eine nennenswerte Summe zuführen kann.

vielleicht, mancher fragen, der sich heute in wirtschaftlicher Not sauer durch's Leben schlägt. Und doch ist auch die Schönheit im Leben ein Teil unseres wirtschaftlichen Zieles und unseres unzweifelhaften Sieges. Schönheit, ästhetische Kultur hängt auf das enge mit dem wirtschaftlichen Leben zusammen. Wenn die wirtschaftliche Ordnung wie heute auf den Eigennutz einiger weniger zugeschnitten ist, so haben auch nur einige wenige die Möglichkeit, ein Leben in Schönheit zu führen. Materielle Güter sind erforderlich, um ein Heim in Schönheit zu haben, sich zu erfreuen an Werken der Kunst, an der Schönheit der Natur. Gewiß erstreben wir zunächst einmal eine Hebung unserer materiellen Lage, doch ist dies unser Endziel nicht. Würden wir, die wir doch geistige Interessen besitzen und ein frohes, wärmelagendes Herz, würden wir etwa glücklich sein, wenn wir zu essen und zu trinken hätten in Hülle und Fülle und weiter nichts? Wahrhaftig nicht. Nicht das materielle Wohl allein macht uns glücklich, das materielle Leben muß vielmehr gewürzt sein mit idealen Werten, wir müssen das Leben in edler Schönheit führen, wenn es uns tief innerlich beglücken und befriedigen soll. Schönheit der weiten, freien Natur wollen wir mit vollen Zügen genießen und auch in unserem Heim soll uns Schönheit winken, ein kleiner Schönheitsstempel soll uns jeder unserer Räume sein. Diesem schönen, erhabenen Ziele gilt nicht zuletzt unser gewerkschaftlicher Kampf. Nur wenn wir wirtschaftlich frei sind, haben wir die Möglichkeit, ästhetische Kultur zu hegen und zu pflegen, nur wenn die Arbeitszeit und der Arbeitslohn entsprechend geändert sind. — Wie reich unser wirtschaftliches Ziel nicht auch an geistigen Werten ist! Auch die Schönheit wird uns erst möglich, wenn der gewerkschaftliche Gedanke zum vollen Siege geführt ist, und da dieser Sieg einmal kommen wird, kommen muß, so ist uns auch jenes Leben in Schönheit gewiß. So sehr auch Tausende heute noch nach edleren Lebenswerten schmachten, ja, so sehr auch weite, weite Scharen selbst noch in materieller Not dahneben müssen, wir werden durch unseren wirtschaftlichen Kampf schließlich nicht nur wirtschaftlich frei werden, sondern das kommende Glück auch genießen in aller Schönheit.

Die Tagesordnung zum Gewerkschaftskongreß ist noch um zwei Punkte erweitert worden; es sind noch Referate vorgesehen über die Bestrebungen des Verbandes deutscher Arbeiternachweise und über die gesetzliche Regelung der Tarifverträge. Auch sind jetzt die Referenten für die einzelnen

Der Bund der technisch-industriellen Beamten feierte am 7. Mai d. J. sein zehnjähriges Bestehen. Erfreulich sind die Erfolge dieser Organisation. Handelt es sich doch in der Industriebeamtenbewegung um ein Menschenmaterial, das lange Zeit als organisatorisch unbrauchbar gehalten wurde. Als dann endlich am 7. Mai 1904 der erste Schritt in einer Versammlung von 70 technischen Angestellten getan wurde, da wurde die Idee bald stürmisch aufgegriffen. Nach drei Jahren hatte der Bund bereits 10000 Mitglieder und heute gehören ihm mehr als 24090 an. Die Wut der Unternehmer über diese Betätigung ihrer einst geduldeten Schächten war nicht gering. Wie immer, taten sie auch hier das Dummste, das sich tun ließ. Dicke Gewalt, die Hungerpeltsche sollte helfen und der Erfolg war der, daß durch die Agitation der Bundesradikalen die Reihen stärker und geschlossenere wurden.

Der Streik auf der Grube »Hostenbach« ist beigelegt. Der Arbeiterausschuß hat beschlossen, die Arbeit am 18. Mai wieder aufnehmen zu lassen. Es sind Vereinbarungen getroffen, die sechs zurückbehaltenen Schichtlöhne bei der nächsten Lohnung auszuzahlen für alle diejenigen Bergleute, die bis zum 3. Juni eingefahren sind. 21 Bergleute, denen zuerst wegen Streikagitation gekündigt war, bleiben ausgeschlossen. Die abgewanderten Bergleute werden bei ihrer Rückkehr wieder eingestellt.

Aus dem Auslande.

In den Vereinigten Staaten ist die Arbeitslosigkeit größer, als sie seit vielen Jahren gewesen ist. Dazu kommt, daß die Arbeitsvermittlung überhaupt nicht organisiert und völlig in den Händen von privaten Stellenvermittlern sich befindet. Nur wenige Städte haben in den letzten Jahren eigne Arbeitsnachweise geschaffen und diese sind obendrein ohne Bedeutung. Auch die Gewerkschaften kennen im allgemeinen eine besondere Unterstützung der Arbeitslosen nicht. Die jetzige langanhaltende Krise jedoch scheint in diesen Kreisen den Gedanken von der absoluten Notwendigkeit der Einführung der Arbeitslosenversicherung wachgerufen zu haben. Viele Gewerkschaften haben in der letzten Zeit durch Sammlungen und Extrabeiträge Gelder zur Unterstützung der arbeitslosen Mitglieder aufgebracht. Das Kartell der jüdischen Gewerkschaften in New York, das rund 300 000 Mitglieder zählt, hat seinen angeschlossenen Organisationen dringend empfohlen, von den beschäftigten Mitgliedern einen nach dem Verdienst abgestuften Extrabeitrag zur Unterstützung der Arbeitslosen zu erheben. Eine Reihe von lokalen Gewerkschaften ist jetzt dabei, solche Einrichtungen zu schaffen. Zur Linderung der Arbeitslosigkeit wurden in vielen Städten öffentliche Arbeitsnachweise errichtet. In einigen Städten gründete das Gewerkschaftskartell Genossenschaften zum Vertrieb billiger Lebensmittel.

Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag.

1.

Die Geschichte des Arbeitsvertrages.

Die Forderung, daß jeder Mensch den vollen Ertrag seiner Arbeit genießen solle, ist schon alt, sie hat die Nationalökonomie seit langem beschäftigt. »Das Erzeugnis der Arbeit bildet ihre natürliche Belohnung oder den Arbeitslohn. In jenem ursprünglichen Zustande der Dinge, der weder Landerwerb noch Kapitalansammlung kannte, gehörte das ganze Erzeugnis der Arbeit dem Arbeiter allein. Er hatte weder Gutsbesitzer noch Arbeitgeber, mit denen er teilen mußte.« Mit diesen Worten beginnt der größte englische Nationalökonom Adam Smith das Kapitel »Vom Arbeitslohn« in seinem berühmten Buche über den Wohlstand der Völker. Und er fährt fort: »Aber dieser ursprüngliche Zustand der Dinge, in dem der Arbeiter das gesamte Erzeugnis seiner Arbeit allein genoß, dauerte nicht über das erste Auftauchen des Grunderwerbs und der Kapitalansammlung hinaus an.« Hier haben wir in kurzen Sätzen den Gegensatz zwischen einer Gesellschaft, in der es keinen Grundbesitz und kein Kapitaleigentum und deshalb auch keine Ausbeutung gab, und einer Gesellschaft, in der der eine Mensch die Macht und damit auch das Recht hatte, einen andern Menschen auszubeuten.

Auf den untersten Stufen menschlicher Entwicklung bildeten die Angehörigen einer Gruppe eine wirtschaftliche und soziale Einheit. Es bestanden wohl Unterschiede natürlicher Art, Unterschiede des Alters, des Geschlechts, des Charakters und der Begabung, aber in jeder andern Beziehung herrschte völlige Gleichheit und Gleichberechtigung. Alles, was seiner Natur nach zum gemeinsamen Besitz bestimmt ist, war Gemeineigentum, wie zum Beispiel: Feld, Wald, Wiese, Heideflächen, Gewässer, Gruben usw., und jeder Angehörige der Gruppe hatte das freie und gleiche Benutzungsrecht an diesen Dingen, da ja niemand imstande gewesen wäre, ihm dies Recht vorzuenthalten und da es auch keinen Zweck gehabt hätte, ihm die Benutzung zu untersagen. Dagegen war alles, was seiner Natur nach zum persönlichen Gebrauch bestimmt ist, Privateigentum, wie zum Beispiel: Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, Waffen, Gerätschaften, Zeite, Hütten usw., und niemand hatte das Recht, sich ohne Erlaubnis des Eigentümers dieser Dinge zu bemächtigen. Es bestand also, modern ausgedrückt, Privateigentum an Konsumtionsmitteln und Gemeineigentum an Produktionsmitteln.

In einer solchen Gesellschaft arbeiteten die Menschen einzeln oder zu mehreren, um sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen, und was sie erarbeiteten, gehörte ihnen ohne jeglichen Abzug. Allerdings hatte eine solche einfache Gruppe bereits gemeinsame Bedürfnisse, für die gesorgt werden mußte, aber jedes Mitglied trug gern und freiwillig seinen Teil zur Befriedigung dieser Bedürfnisse bei, weil damals das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Gruppensolidarismus, noch sehr stark ausgebildet war. Für die Aufzucht der Kinder, für die Pflege der Kranken, für die Unterhaltung der Schwachen gab jeder einen Teil seines Arbeitsertrages her und wo sich sonst allgemeine Bedürfnisse sozialer oder religiöser Art bemerkbar machten, veranlaßte die Sitte, daß jeder erwerbstätige Mensch seine Pflicht tat. Es galt also hier der Grundsatz des vollen Arbeitsertrags abzüglich der Abgaben für allgemeine Zwecke.

Dieser Zustand, der bei niedrigstehenden Völkern noch heute herrscht, änderte sich, als eine Klassenschichtung in eine kleine Oberschicht und eine zahlreiche Unterschicht eintrat. Die verschiedenen Menschenhorden bekämpften sich untereinander und die Sieger machten sich die Besiegten dienstbar, nachdem sie sie früher getötet hatten. Das wirt-

schäftliche Motiv, sich die Arbeitsmittel zu erschließen und sich auf Kosten fremder Arbeit ein angenehmes Dasein zu verschaffen, veranlaßte die Angehörigen einer siegreichen Horde, den Angehörigen der Besiegten das Leben zu schenken, dafür ihnen aber ihre gesamte Habe, einschließlich des Grund und Bodens, abzunehmen und ihnen all die unangenehmen, schwierigen und langwierigen Arbeiten aufzubürden, die sie selbst nicht ausführen mochten. So entstand die Sklaverei, die erste Form der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen und mit dem vollen Arbeitsertrag war es vorbei. Die Sklaven mußten sich mit einem Existenzminimum begnügen, damit sie einen möglichst großen Teil ihres Arbeitsertrages an die Herren abliefern konnten.

In der Feudalgesellschaft des Mittelalters waren die Sklaven verschwunden, aber an ihre Stelle waren hörige, halbfreie Leute getreten, die dem Grundherrn Abgaben geben und Frondienste leisten mußten. Der Bauer mußte seinem Herrn oder dem Kloster Korn und Früchte, Geflügel und Flachs, Wachs und Flachs liefern, kurzum alles das, was zum Lebensunterhalt nötig war, er mußte auch sein Fuhrwerk stellen, auf dem Feld des Grundherrn arbeiten usw. Der hörige Handwerker mußte Schuhe und Kleidungsstücke bringen, Bauten errichten und reparieren, für den Hausrat sorgen usw. Alle diese Abgaben und Leistungen hatten unentgeltlich zu geschehen, das heißt also, die Hörigen mußten einen Teil ihres Arbeitsertrages den Herren abgeben. Daß die Herren stets darauf aus waren, ihren Anteil an dem Arbeitsertrage der Hörigen nach Möglichkeit zu vergrößern, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden.

Unter der Herrschaft des modernen Kapitalismus kann ebenfalls von einem vollen Arbeitsertrag keine Rede sein. Die Lohnarbeiter und Angestellten aller Kategorien sind gezwungen, einen mehr oder minder großen Teil des Ertrages ihrer Arbeit ihrem Arbeitgeber zu überlassen und sich mit dem Reste zu begnügen. Der ländliche Tagelöhner, der selbst nicht genügend Land besitzt, um als Selbstwirtschafter für sich und seine Familie den Lebensunterhalt zu schaffen, verdingt sich beim Bauern oder Großgrundbesitzer gegen einen kärglichen Lohn, der ihm nur eine kümmerliche Existenz gestattet, während sein Herr allen Überschuß in die eigene Tasche steckt. Der gewerbliche oder industrielle Arbeiter tritt bei dem Unternehmer in Arbeit, er stellt Waren her oder leistet Dienste, die der Arbeitgeber wieder zu Gelde macht. Der hierbei erzielte Gewinn fließt dem Unternehmer zu, der Arbeiter wird mit einem möglichst geringen Lohne abgepeist, der immer nur einen Bruchteil darstellt von dem, was er dafür leisten muß. Ganz genau so liegt es auch mit den kaufmännischen und technischen Angestellten. Alle gegen Lohn beschäftigten Menschen müssen Mehrwert schaffen, das heißt, sie müssen mehr leisten, als sie im Lohne wieder bekommen, denn sonst hätte es für den Kapitalisten keinen Zweck, Arbeiter zu beschäftigen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß hin und wieder ein Arbeiter seinen Arbeitgeber ausbeutet, indem er es versteht, für einen verhältnismäßig hohen Lohn verhältnismäßig wenig Arbeit zu leisten, aber das sind nur vereinzelte Ausnahmen, im großen und ganzen, als Gesamtheit betrachtet, schafft die Arbeiterklasse einen Überschuß, den die Kapitalisten teilweise aufzehren und teilweise zu neuen Unternehmungen aufspichern. Hieraus erklärt sich die unbestreitbare Tatsache, daß der Arbeiter froh ist, wenn er mit seinem Einkommen auskommt, während der Kapitalist darüber hinaus Wohlstand und Reichtum erwerben will. Und ferner erklärt sich hieraus auch das Bestreben, das allen Ausbeutungsformen gemeinsam ist, sich eines immer größeren Anteils an dem Arbeitsertrage der unterdrückten Volksschichten zu bemächtigen. Den Unterschied zwischen dem, was der Arbeiter leistet, und dem was er bekommt, möglichst auszuweiden, das ist die Kunst, die das Wesen eines Ausbeuters ausmacht, sei es, daß es sich um einen antiken Sklavhalter, einen mittelalterlichen Feudalherrn oder einen modernen Kapitalisten handelt.

Im Gegensatz zu den Ausbeutern, die ihre Handlungswiese als ihr gutes Recht betrachten, empfinden es die Ausbeuteten als ein schredendes Unrecht, was man ihnen antut. Sie glauben nicht mehr daran, daß irgendein Herrgott diese Einrichtung geschaffen oder daß die Natur solche Zustände mit sich gebracht hat, sie haben vielmehr erkannt, daß die Menschen selbst die Schuld daran tragen. Darum wollen sie die Ausbeutung beseitigen und darum proklamieren sie das Recht der Arbeiter auf den vollen Arbeitsertrag als die wichtigste Forderung der Arbeiterschaft.

Wenn in einer Gesellschaft einem jeden erwerbstätigen Menschen der volle Ertrag seiner Arbeit zu teil werden soll, muß alles das beseitigt sein, was es dem einen Menschen ermöglicht, dem anderen einen Teil seines Arbeitsertrages abzunehmen, oder anders ausgedrückt, es darf keine Ausbeutungsmöglichkeit mehr vorhanden sein. Heutzutage beruht diese Möglichkeit auf dem Privateigentum an Grund und Boden, an Fabriken und Lagerhäusern, an Maschinen, Werkzeugen und Rohmaterialien, an Transportmitteln, Beleuchtungsanlagen usw., kurzum, auf dem Privateigentum an Produktionsmitteln. Weil der moderne Arbeiter nicht in der Lage ist, auf eigenem Grund und Boden, mit eigenem Werkzeugen eigene Rohmaterialien zu verarbeiten und sich dadurch seinen Lebensunterhalt zu verschaffen, muß er sich in die Lohnsklaverei begeben und dem Besitzer

der Produktionsmittel einen mehr oder minder großen Teil seines Arbeitsertrages abliefern. Das Privateigentum an Produktionsmitteln muß beseitigt und durch das freie Benutzungsrecht ersetzt werden, das ist die einfache und doch so schwierige Lösung der sozialen Frage.

Rückgang der Tuberkulose-Sterblichkeit!

Regelmäßig im Frühling, sobald die ersten Lärchen schwirren, kommt aus Berlin eine Meldung, daß die Tuberkulose wieder um einen Schritt zurückgedrängt worden ist. Dieses Jahr tut der aufgehenden Welt das Königlich Preussische Statistische Landesamt, von dem diese Notizen ausgehen, kund und zu wissen, daß in Preußen im Jahre 1913 nur noch 56583 Personen dem Würgengel Tuberkulose zum Opfer gefallen sind. Das bedeutet gegen das Vorjahr, wo 59911 Personen dahingerafft wurden, einen Rückgang bei je 10 000 Lebenden von 14,85 auf 13,59 Prozent. Wenn man die Sterblichkeitsziffer des Jahres 1893 zugrunde legt, so kann man sogar herausrechnen, daß die Schwindsucht gegenwärtig nur noch annähernd die Hälfte zur großen Armee aberberuft, wie vor 20 Jahren. Die gedankenlose bürgerliche Presse läßt diese Beruhigungsspillen in die Welt gehen, überdauert sie gewöhnlich noch mit einigen Hinweisen darauf, wie sehr man bemüht ist, durch das Heilstätten- und Fürsorgewesen der Seuche auf den Pelz zu rücken. Das Letztmotiv dabei ist auf den Ton gestimmt: Seht, wie die Gesellschaft darum bemüht ist, der leidenden Menschheit Heilung zu bringen. Wie sehr unrecht die unzufriedenen Proleten demnach haben, die immer und immer behaupten, auf dem Gebiete der Volksgesundheit wird zu wenig getan.

Wir wollen natürlich nicht abstreiten, daß die Sterblichkeitsziffer eine Kurve nach unten aufweist. Wir, die täglich und stündlich im Befreiungskampf der Arbeiterklasse Waffen schmieden, haben sogar alle Ursache, stolz auf diese Zurückdrängung der Feindin der Menschheit zu sein. Es wird wohl niemand abstreiten wollen, daß die Gewerkschaften, die für Millionen unserer Volksgenossen die Arbeitszeit verkürzt und dadurch Zeit zur Erholung geschaffen haben, die Einnahmen des Arbeitshaushaltes vergrößern und dadurch größere Lebensenergie erwerben halfen, ein großes Teil Verdienst davon für sich in Anspruch nehmen dürfen. Wenn man so sehr gerade von bürgerlicher Seite auf die Erfolge der Heilstätten hinweist, dann kann man den Gewerkschaften nur gratulieren, denn ihre Tätigkeit ist im Grunde genommen doch weiter nichts, als das Prinzip der Heilstättenbehandlung ins praktische Leben zu übertragen: Luft, Licht, Sonne, kräftige Nahrung und Zeit zur Reinigung der Lungen für jedes Lebewesen zu erlangen. Die politische Vertretung der Arbeiterklasse, die Sozialdemokratie, die bestrebt ist, die gesetzlichen Voraussetzungen für die wirtschaftlichen Notwendigkeiten im Interesse der Volksgesundheit zu schaffen, kann ebenfalls einen Teil des Verdienstes im Kampf gegen die Schwindsucht für sich in Anspruch nehmen. Wenn dann die Organisation der Kaufkraft, das Genossenschaftswesen, als drittes Glied im Bund zur Befreiung der Arbeiterklasse gleichfalls in diesem Zusammenhang genannt wird, so sind wir der Zustimmung aller derer sicher, die den Segen des Genossenschaftswesens schon an sich gespürt haben.

So weit, so gut. Wenn wir trotzdem diese Nachrichten über den wirksamen Kampf gegen eine Krankheit, die ihre Opfer besonders aus den Kreisen der wirtschaftlich Schwachen holt, nicht mit dem Freudengeheul der bürgerlichen Presse aufnehmen, so haben wir dafür gute Gründe. Zunächst fehlt an der Statistik jeder Nachweis, in welchem Verhältnis bei dem Rückgang die Einkommen unter 2000 Mark beteiligt sind. Um genau über die Wirkung orientiert zu sein, müßte man wissen, wie die einzelnen Klassen dabei abnehmen. Ein weiterer Fehler der Sache ist, daß kein Nachweis über die Altersklassen der Betroffenen gegeben wird. Daraus ließen sich wiederum wertvolle Schlüsse ziehen, die zu richtigeren Einschätzungen führen müßten. Um nur an eins zu erinnern: Die Sterblichkeit unter den Kindern ist gleichgeblieben. Das ist darauf zurückzuführen, daß der Kampf, wie er bisher geführt wird, nur den erwachsenen Tuberkulösen zugute kommt. Man entschuldigt sich damit, daß erst die letzten Jahre Kenntnis von der großen Verbreitung der Seuche gerade unter den Kindern brachten. Sollte diese Verzüge nicht damit zusammenhängen, daß, solange Deutschland eine hohe Geburtenziffer auswies, das öffentliche Gewissen sich nicht um diese Dinge kümmerte? Es sind ja doch meistens Arbeiterkinder, die hier fallen, da konnte schon etwas zugehen werden. Jetzt, bei dem allgemeinen Jammer wegen des Rückganges der Geburten, kommt man darauf, vielleicht auch hier nach dem Rechten zu sehen. Ob man allerdings darauf verfallen wird, die Lebensmöglichkeiten zu verbessern, statt die Vermehrung der Geburten zu empfehlen, das scheint uns bei der heutigen Gesellschaft zweifelhaft. Alles, was nicht letzten Endes der Verbesserung der Lebensmöglichkeiten dient, ist doch weiter nichts, als die Zahl der lebensunfähigen Menschenknospen zu vermehren.

Wenn wir uns heute umsehen in dem Kreise derer, die jahrein jahraus im steten Kampf mit den Gefahren leben, aus denen heraus sich die Schwindsucht entwickelt, so sehen wir noch verteuert wenig von einer durchgreifenden Reform. Am ersten Osters- tag ließ ich meinen Blick im Gewerkschaftshaus durch die Gewerkschaftsorgane wandern, die da hängen. Unwillkürlich fällt mein Auge auf die Sterbetafel in der letzten Nummer der »Textil- arbeiterzeitung«. Dreizehn Todesfälle werden da registriert. Darunter finden wir siebenmal Lungen- schwindsucht, einmal Kehlkopfschwindsucht, dreimal Lungenleiden, einmal Zucker- und einmal Herz- krankheit. In anderen Gewerkschaftsblättern, die ich mir daraufhin ansehe, ein ähnliches Bild. Überall, wohin wir schauen, die gleiche ungeheuer große Zahl derer, die den erbärmlichsten Verhältnissen zum Opfer fallen. Über alle diese Dinge denkt der Kritische nach, wenn ihm solche offiziellen Zahlen zu Gesicht kommen. Man erinnert sich auch, daß in Deutschland bei weit über 1/4 Million tuberkulöser Erkrankter nur 30000 Betten in den Heilanstalten zur Verfügung stehen, so daß nur verhältnismäßig wenige die Aussicht haben, für eine solche Kur in Frage zu kommen. Ganz abgesehen von den Nicht- versicherten, den Schwerekranken usw. Immer vorsichtiger wird die Auswahl derer, die man zu einer Kur zuläßt, um die Resultate der Heilstätten- pflege künstlerisch zu verbessern. Aus allen diesen Gründen würde ein Nachweis über den Zusammen- hang zwischen Einkommen und Sterblichkeitsver- minderung von besonderem Wert sein. Schließlich müßte auch darüber berichtet werden, in welchem Verhältnis Männer und Frauen daran beteiligt sind, denn auch das ist volkswirtschaftlich wichtig.

Alles das aber in günstigster Sinne beurteilt, bleibt trotzdem noch die gewaltige Zahl von rund 60000 Personen, die der Schwindsucht zum Opfer fallen, enorm groß. Da wir wissen, daß diese Krankheit fast regelmäßig zurückzuführen ist auf schlechtes Ernähren und Wohnen im Zusammen- hang mit den Berufsgefahren, die vergrößert werden durch die überlange Arbeitszeit, so sehen wir, was noch zu tun übrig bleibt.

Unser Kampf um wirksamen Schutz der Volks- gesundtheit darf also nicht im mindesten an Energie nachlassen. Es gilt, die Wurzel der Seuche zu treffen: die elenden Verhältnisse der unteren Klassen, das ist wahre Volksgesundheitshebung, wenn man die Ursachen einer Krankheit ausrotten hilft. Dann sorgen wir nicht nur für den kranken Vater, der auf Grund seiner Versicherungspflicht Anrecht auf Heilstättenpflege hat, dann sorgen wir für alle. Durch die Hebung der allgemeinen Lebens- lage wird das Los des Säuglings wie das des Er- wachsenden gleichermaßen günstig beeinflußt. So muß allmählich ein Geschlecht heranwachsen, das dem Kampf gegen die Gefahren gewachsen ist. Unsere Erziehungsbildung wird dann weiter beitragen, den Wert der Körperpflege, von Licht und Sonne schätzen zu lernen. So werden wir von mehreren Fronten aus gegen die Schwindsucht ankämpfen.

Also nicht Verminderung unseres Kampfes heißt es, sondern Zusammenfassung aller Kräfte im Dienste einer wirklichen Gesundheitspflege.

Nur wer als Gewerkschafter für die wirtschaft- liche Verbesserung kämpft, als Anhänger der Sozial- demokratie dafür sorgt, daß durch eine volksfreund- liche Gesetzgebung die Wege freigemacht werden für billige Lebensmittel, eine vernünftige Boden- politik zur Schaffung billiger gesunder Arbeiter- wohnungen, Gewerbeschutz usw., kann von sich sagen, daß er sein Teil dazu beiträgt, die Gesund- heit zu fördern.

Darum Stärkung der Machtmittel im proletari- schen Befreiungskampf. Auch die Hebung der Volksgesundheit wird und kann nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein. Wenn wir die Veröffentlichungen des Königlich Preussischen Statistischen Landesamtes von diesem Gesichtspunkte aus be- trachten, dann werden sie nicht zur Einschränkung unseres Gewissens und zur Verherlichung der un- genügenden Tuberkulosefürsorge beitragen, sondern wir werden unser Waffenarsenal erneut zu prüfen haben, ob wir in der Lage sind, gegen den Feind der Menschheit, gegen die heimtückische Schwind- sucht, mehr zu tun, als heute gegen sie offiziell getan wird.

Th. T.

Die Deutsche Werkbund- Ausstellung in Köln.

Am 15. Mai wurde in Köln die Deutsche Werk- bund-Ausstellung eröffnet, die ein glänzendes Bild von der Entwicklung der künstlerischen Geschmacks- kultur in Industrie, Handwerk und Handel geben wird. Unmittelbar am rechten Ufer des Rheins, im Angesicht der hochragenden Silhouette des Doms, ist eine kleine Stadt von Ausstellungsgebäuden entstanden, in denen nichts anderes gezeigt werden soll als Qualitätsware nach Material, Technik und Form, erzeugt durch Zusammenarbeit des Produ- zenten mit dem Künstler.

Im Deutschen Werkbunde, der gemeinsam mit der Stadt Köln die Ausstellung organisiert hat, hat sich die neuere werkkünstlerische Bewegung seit dem Jahre 1907 eine schöpferische Vertretung geschaffen. Leute wie van de Velde, Edmann, Olbrich, Behrens, Paul, Muthesius fanden sich hier im Widerstand gegen die alte, sich in bloßer Nach-

ahmung ergebende Stillkünstelei zusammen, um der neuen Form, die alles überflüssige und Unwahr- haftige vermeidet und vor allem den technischen Bedingungen der Maschine Raum gibt, eine Gasse zu bahnen.

Im engsten Zusammenhange mit der heutigen technischen Entwicklung in ständiger Wechselwirkung zwischen Kunst und Technik, Künstler und Maschine suchte man nach neuen Qualitäten der Arbeit. In- dustrie, Handwerk und Architektur ringen heute auf allen Gebieten um die künstlerische Ausdrucks- form des Zwecks, des Materials und der Kon- struktion. Was auf diesen Gebieten vom deutschen Kunstgewerbe aller Gattungen schon heute geleistet wird, das zeigt die Ausstellung im großen Stille.

Alle Teile Deutschlands haben sich mit Sonder- ausstellungen beteiligt; auch das Ausland, beson- ders Österreich ist stark vertreten. Schon in ihrer äußeren Gestalt dienen die einzelnen Bauten dem Zweck der Ausstellung; alles Schnörkelwerk, aller täuschende Schein wurde von der Architektur ver- mieden. Folgende Einzelabteilungen sind geschaffen worden: 1. Auserlesene Einzelstücke alter und neuer Zeit in vorbildlichen Sammlungsräumen; 2. Sonderausstellung einzelner Werkkünstler; 3. Kunst in Handwerk und Industrie; 4. Einzelgebiete der Werkkunst; 5. künstlerische Erziehungsmethoden; 6. das österreichische Haus. Im Mittelpunkt der Ausstellung liegt die Haupthalle, die 16000 qm um- faßt. Rechts von ihr befindet sich die große Fest- halle, die eine große Anzahl von Kongressen be- herbergen wird; sie wurde auch dem Arbeiter- Bildungsausschuß für einige Veranstaltungen zuge- sagt. Neben dem Kölner Haus erhebt sich das Gebäude der Farbenschau. Die große Verkehrs- halle nimmt Eisenbahnwaggons, Automobile, Loko- motiven usw. auf. Eine langgestreckte Ladenstraße sucht das Problem zu lösen, Arkadengänge mit Licht, anziehenden Verkaufsräumen zu verbinden. Durch seine Größe imponiert das architektonisch reizvolle österreichische Haus. Nordwärts von der Haupthalle liegt das »Haus der Frau« und das Theater, das nach Plänen von de Velde erbaut ist und künstlerisch und theatertunlich etwas Neues belegen soll. Unweit davon befindet sich ein Gebäude, das durch geschmackvolle Fabrik- und Büroräume beweisen will, daß die Stätten der Arbeit nicht ästhetisch abstoßend zu sein brauchen. Eine Krankenhausaanlage zeigt anbelohnende Krankenzimmer. Neben der oldenburgischen Ausstellung steht das Etagenhaus für neue städtische Wohn- kultur. Ganz im Norden befindet sich dann das niederrheinische Dorf, das einen landwirtschaft- lichen Musterbetrieb und Landarbeiter-Häuschen beherbergt. Neben Restaurant und Café, die dicht am Rhein liegen, dient ein großer Vergnügungs- park dem Erholungs- und Amüsbefürsorge; ferner wurde ein großes Stadion mit einem Sportplatz angelegt. Im ganzen nimmt die Ausstellung ein Gelände von 350000 qm ein. Alle Gebäude halten sich zumeist in den gleichen Höhenzügen; jede Konkurrenz mit den mächtigen Domtürmen und den übrigen Türmen der Stadt, die das Stadtbild beherrschen, wurde ausgeschaltet. Vom Rhein aus betrachtet bieten die Fronten der Gebäude einen besonders reizvollen Anblick.

Es bedarf keines besonderen Hinweises, daß die Grundgedanken der Werkbund-Ausstellung und ihre Verwirklichung auch die Arbeiter lebhaft inter- essieren. Ihr Streben nach Anteil an den Gütern der Kultur schließt auch das Sehnen nach einer höheren Geschmackskultur ein, die ihr heut in Heim und Fabrik meist vorenthalten wird. Dient das, was die Ausstellung zeigen will, auch über- wiegend den Besitzenden, so wird der Arbeiter, der offenen Augen diese neuen künstlerischen und technischen Errungenschaften sieht, auch für seine Geschmacksbildung Nutzen ziehen.

Der „Segen“ der Reichs- versicherungsordnung.

I.

Nach den Bestimmungen der Reichsversicherungs- ordnung haben Verwandte des aufsteigenden Linie (Eltern, Großeltern oder elternlöse Enkel) des Ver- storbenen, der durch einen Unfall ums Leben ge- kommen ist, im Falle der Bedürftigkeit Anspruch auf eine Rente von zusammen höchstens einem Fünftel, unter der Voraussetzung, daß der Ver- storbene ihren Lebensunterhalt wesentlich aus seinem Anberufsdienst bestritten hatte. Also erstens gibt es eine sehr winzige Rente, und zweitens wird sie nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen gewährt. Die Praxis zeigt denn auch, daß es armen, alten, arbeitsunfähigen Leuten nicht gelingt, die Rente zu bekommen.

Da war im Ruhrrevier ein Bergarbeiter, der jüngste Sohn einer ostelbischen Landarbeiterfamilie, rötlich verunglückt. Sein alter Vater hatte bis zum Jahre 1911 vierzig Jahre auf einem Gute gearbeitet und er war schließlich durch eine jüngere Kraft ersetzt worden. Der Alte wurde nach dem Vorwerk abgehoben und hier mit Schafböten beschäftigt, wofür er pro Tag 40 Pfennige erhielt. Er war aber sehr oft krank und verdiente dann gar nichts. Er und seine alte, arbeitsunfähige Frau erhielten täglich 2 1/2 Pfund Korn- und etwas Landnutzung, die für

die alten Leute aber wenig Wert hatte, da sie das Land nicht bearbeiten konnten. In den Jahren 1912 und 1913 lag der alte Landarbeiter lange Zeit hin- durch krank zu Bett, und er sowie seine Frau wären verhungert, wenn sie nicht vom Schwieger- sohn unterstützt worden wären. Da verunglückte der Sohn im Bergwerk, in dem er drei Monate gearbeitet hatte. Er hatte während dieser Zeit seinen Eltern 60 Mk. geschickt. Nach seinem Tode bekamen sie den rückständigen Lohn im Betrage von 100 Mk., weitere 100 Mk. Sterbegeld, 50 Mk. Unterstützung von der Zeche, 20 Mk. hatten außerdem noch die Kameraden zusammengelegt. Für die erste Zeit hatten die Alten zum Leben, als aber alles aufge- zehrt war, trat wieder bittere Not ein; darauf wurden die Ortsbehörden um eine Armenunter- stützung ersucht. Diese wurde abgelehnt, weil der alte Landarbeiter noch arbeitsfähig sei. Schließlich wurde der Antrag auf Gewährung einer Invaliden- rente gestellt; auch dieser wurde zuerst abgelehnt. Später mußte ihm jedoch stattgegeben werden, da der Kreisarzt 70 Prozent Arbeitsunfähigkeit fest- gestellt hatte. Inzwischen war der Antrag auf Ge- währung der Aszendentenrente gestellt worden, weil der jüngste Sohn verunglückt war, doch in allen Instanzen wurde der alte Landarbeiter abgewiesen. Im Urteil des Reichsversicherungsamtes heißt es:

... Daß der Verstorbene ganz oder überwiegend den Lebensunterhalt (der Eltern) bestritten hat, ist durchaus nicht erwiesen. Die Beschneidung, daß er den Eltern 60 Mk. geschickt hat — wobei noch nicht einmal feststeht, ob diese als Unterstützung oder für andere Zwecke gegeben sind —, genügt um so weniger, als der Kläger noch mehrere Kinder hat, die ebenfalls in der Lage sind, ihn zu unter- stützen. Daß aber der Verstorbene auch nur wesent- lich den Lebensunterhalt seiner Eltern bestritten hat, wird dadurch widerlegt und damit zugleich die zweite Voraussetzung der Bedürftigkeit beseitigt, daß der Kläger nach der Beschneidung des Amts- vorsetzers ein Einkommen aus eigener Arbeit- tätigkeit gehabt hat.

Das Einkommen aus eigener Arbeitstätigkeit betrug 40 Pfennig pro Tag, wenn der alte Land- arbeiter gesund war, was selten zu verzeichnen war. Und von den anderen Kindern ist der älteste Sohn 1911 verstorben, der zweite kränzlich und im Besitz einer großen Familie; der dritte Sohn war zu jener Zeit zur Marine eingezogen. Und diese Kinder sollten nach der Meinung des Reichsversicherungs- amtes, das seine Entscheidungen nach den Angaben des Amtsvorsetzers gefällt hat, die Eltern unter- stützen. So sieht in Wirklichkeit die vielgepriesene Fürsorge unserer sozialen Gesetzgebung aus.

II.

Wenn in den Parlamenten die Arbeitervertreter bei der Beratung neuer Gesetze auf die Gefahren hinweisen, die durch skandalöse oder bürokratische Auslegung der Bestimmungen entstehen können, dann wird sofort von Regierungsvertretern diese Gefahr ganz entschieden in Abrede gestellt. Gerechte, loyale Anwendung der gesetzlichen Bestimmungen wird als selbstverständlich zugesichert. So war es beim Reichsvereinsgesetz, so war es bei der Reichs- versicherungsordnung. Wie diese loyale Handhabung in der Praxis aussieht, darüber möchten wir ein Beispiel bringen.

Der § 1663 der Reichsversicherungsordnung schreibt vor, daß geschäftsmäßige Vertreter (Arbeiter- sekretäre) vor den Oberversicherungsämtern nur zurückgewiesen werden dürfen, wenn aus be- stimmten Gründen ihre Unzuverlässigkeit dargetan ist. Gründe, die sich auf die politische oder religiöse Beteiligung stützen, sind ausdrücklich ausgeschlossen. Die Arbeitersekretäre Genossen Krüger und Weber in Königsberg i. Pr. beantragten auf Grund dieser Bestimmung beim Oberversicherungsamt in Königs- berg ihre Zulassung zur Vertretung. Dies wurde abgelehnt, weil für die Vertretung schon durch Rechts- anwälte genügend gesorgt sei und weil außerdem das Oberversicherungsamt von Amts wegen ver- pflichtet sei, auch die Interessen der Rentenbewerber zu vertreten. Auf erhobene Beschwerde hob der preussische Handelsminister diesen Bescheid auf, da die angeführten Gründe eine Ablehnung nicht rechtfertigten. Nach längerer Zeit erteilte nun das Oberversicherungsamt einen neuen Bescheid, den der Regierungspräsident Graf von Kayserling diesmal selbst unterzeichnete. In diesen neuen beiden Be- scheid werden den Antragstellern ihre Vorstrafen aufgezählt. Dann heißt es, aus diesen Strafen werde gefolgert, daß die Antragsteller nicht die erforder- liche Sachtlichkeit und Zuverlässigkeit zur geschäfts- mäßigen Vertretung vor dem Oberversicherungsamt besitzen! Unter den Strafen befindet sich z. B. beim Genossen Weber eine Strafe von 2 Tagen Haft, die er im Jahre 1894 (also vor 30 Jahren) als Handwerksbursche auf der Wanderschaft wegen als Betteln bezeichneten Fechtens erhalten hat. Es ist nun abermals Beschwerde beim Handelsminister eingelegt. Es darf zwar erwartet werden, daß dieser die Bescheide abermals aufheben wird, da die an- geführten Ablehnungsgründe (Vorstrafen) sich ab- gesehen vom »Fechten«, lediglich auf die politische Beteiligung der Antragsteller beziehen und daher keinen Ablehnungsgrund bilden. Es ist aber be- zehndend, mit welchen Mitteln die ostelbische Bureau- kratie glaubt die Angestellten der modernen Arbeiter- bewegung bekämpfen zu müssen — oder zu dürfen. Soll das etwa die versprochene loyale Handhabung der gesetzlichen Bestimmungen sein?

Allgemeines.

Teil für die gemeinsamen Interessen aller Sparten des Berufs.

Mitarbeit durch unsere Mitglieder.

Eine Zeitung wird nicht vom Redakteur allein gemacht, sie erhält vielmehr ihr eigentliches Gepräge erst durch die Mitarbeit der Verbandsmitglieder. Und es genügt auch nicht, daß der Redaktion nur ein verhältnismäßig kleiner Stab von Mitarbeitern aus dem Kollegenkreise zur Verfügung und als Hilfe zur Seite steht. Im Gegenteil! Je eifriger ein größerer Teil der Verbandsmitglieder sich durch Mitarbeit an der Zeitung betätigt, um so besser kann diese dann auch die Interessen dieser selben Mitglieder vertreten und so dem ganzen Berufe förderlich sein. Für unsere beruflich tätige Kollegschaft sollte es doch geradezu ein Bedürfnis sein, nach des Tages Last und Plage sich selbst ein wenig Abwechslung zu verschaffen durch fleißige Mitarbeit am Verbandsorgan. Wie oft führen einzelne Mitglieder anregende Gespräche über Berufs- und Verbandsfragen. Wie oft grübelt dann mancher von diesen über das Gesprochene während seiner vielfach monotonen Beschäftigung nach und produziert dann dabei Gedanken, die ganz gewiß wert sind, einem größeren Kollegenkreise mitgeteilt zu werden. Und ist es dann nicht recht leicht, solche Gedanken schriftlich zu fixieren, evtl. nochmals mit den Kollegen über die Sache zu sprechen und gemeinsam mit diesen den Faden zu einem anregenden Artikel weiter zu spinnen und damit auch den ganzen großen Kollegenkreis teilnehmen zu lassen an der Diskussion. Schon manche für den Verband oder den Beruf förderliche Diskussionen sind auf solche Weise entstanden und schon so mancher organisatorische und berufliche Vorteil schälte sich aus ihnen heraus.

Die Mitarbeit soll sich jedoch nicht nur erstrecken auf das Verarbeiten selbständiger Gedanken, vielmehr ist auch notwendig, daß unsere Kollegschaft daneben auch die Tagespresse aufmerksam verfolgt und alle Abhandlungen und Notizen, die über den Verband oder über unsern Beruf in der Tagespresse erscheinen, der Redaktion zustellt, damit sie hier entweder in entsprechender Weise bearbeitet und verwertet oder aber, damit sie der redaktionellen Materialmappe zur gelegentlichen Verwendung einverleibt werden können. Leider müssen wir diese Mitarbeit fast ganz vermissen, obwohl uns dadurch eine Unmenge an Material in der hier bezeichneten Richtung — vornehmlich beruflicher Natur — geliefert werden könnte. Das wird uns heute schon bestätigt durch eine — naturgemäß nur bescheidene — Durchsicht der Tagespresse, die uns schon sehr oft Gelegenheit gab, verkehrten Anschauungen über unsern Verband oder unsern Beruf entgegenzutreten, obwohl sich diese redaktionelle Durchsicht der Tagespresse nur auf einen verschwindenden Teil derselben erstrecken kann. Zu einer solchen Mitarbeit aber ist jedes Mitglied beruflich, da sie keinerlei Anstrengung in gelatiger oder materieller Beziehung erfordert, letzteres dann nicht, wenn der Fund dem Zahlstellenbevollmächtigten zur Weitergabe an die Redaktion übermittelt wird. Bei größerer Betätigung in dem hier aufgezeigten Sinne wird unser Verbandsorgan die allerbeste Materialsammelstelle des Verbandes, sie wird eine Informationsquelle, wie wir sie uns nicht ergeblicher wünschen können.

Allerdings muß hierbei auch auf eines mit Aufmerksamkeit gemacht werden. Es muß sich jeder selbst prüfen auf die Motive, die ihn zu Mitarbeit veranlassen. Mitarbeiter, die ihre Tätigkeit nur ausüben, um sich gedruckt zu sehen, sind eine Geißel für die Redaktion. Denn solche fragen in der Regel nicht nach

der Brauchbarkeit ihrer Arbeit, da sie von dieser ohne weiteres selbst sehr fest überzeugt sind und sie werden es dem Redakteur nie verzeihen, wenn dieser aus irgendwelchen Rücksichten heraus — sei es auf die allgemeine Verbandspolitik, sei es auf bestehende Gesetze, sei es auch auf das Ansehen des Schreibers selbst — Änderungen oder etwa Streichungen vornimmt oder gar den Abdruck ablehnen muß, was dann schon einer Todesünde gleichkommt, die dem Redakteur ganz gewiß nachgetragen wird bis ins dritte oder vierte Jahr. Die Mitarbeit an der Zeitung soll also nicht aus persönlichem Ehrgeiz geschehen, sie soll vielmehr veranlaßt sein von dem Drang, der Allgemeinheit zu dienen. Je eifriger und sorgamer unsere Kollegschaft in dem hier beregten Sinne an ihrer Zeitung mitarbeitet, um so besser kann diese ihre Aufgabe erfüllen.

Unsere Zeitung soll zu einem Teile das Spiegelbild der örtlichen Verhältnisse sein, man soll aus ihr die Entwicklung der einzelnen Verwaltungsteilen unseres Verbandes, deren Freuden und Leiden in organisatorischer und beruflicher Hinsicht erkennen lernen können. Diese Teilzweckbestimmung schreibt eigentlich schon den Charakter vor, den die Arbeiten haben müssen, die als Stimmungsbilder örtlicher Verhältnisse gelten sollen: Sie dürfen sich nicht in Kleinlichkeiten ergehen, sondern nur das Allgemein-Interessante enthalten. Es handelt sich nicht darum, ein möglichst ausführliches Versammlungsprotokoll in der Zeitung niederzulegen, wie so mancher unserer Schriftführer glaubt. An solchen hat kein Mensch ein Interesse, sie nehmen uns nur höchst überflüssigerweise unsern für andere Zwecke besser verwandten Raum fort. Viel mehr sollen die örtlichen Verbands- und Berufsverhältnisse geschildert werden und bei Versammlungsberichten nur das Wesentlichste, was auch weitere Kollegenkreise interessieren kann. Lohn- und Tarifbewegungen und sonstige gewerbliche Streitigkeiten sollen durch unsere Zeitung zur weiteren Kenntnis gebracht werden. Auch hier könnte durch eine fleißigere Mitarbeit noch sehr viel geändert werden. So müssen wir Schilderungen über Betriebsmißstände, rigorose Strafbestimmungen und ähnliches vermissen, zu welchen Thematata doch noch so außerordentlich viel zu berichten ist. In der Regel kommen solche Berichte erst dann, wenn der Berichterstatter den kritisierten Betrieb bereits verlassen hat. In solchen Fällen ist dann große Vorsicht am Platze, da vielfach dem Berichtenden die Objektivität mangelt, um einen zutreffenden Bericht abzufassen. Der Geist der Rache führt da oft die Feder und die Redaktion wäre schlecht beraten, die solche Berichte aufnehmen würde. Unser Verband gewährt in vielen Fällen Rechtsschutz. Wenn auch auf den dazu erforderlichen Formularen der Streitgegenstand ausführlich dargestellt wird, dann unterbleibt aber meistens eine Berichterstattung über den Ausgang des Streites. Wäre das nicht der Fall, dann könnte auch auf diesem Gebiet sehr viel zur Belehrung der übrigen Kollegschaft beigetragen werden.

C. M.

Zigarettenmonopol, Steindruck und Lithographie.

In der Budgetkommission des Reichstags gab der Reichsschatzsekretär die Erklärung ab, daß im Reichsfinanzamt gegenwärtig Erwägungen über ein Zigarettenmonopol gepflogen werden.

Diese Mitteilung war kürzlich in allen Tagesblättern zu lesen und wird von den Reichstagsabgeordneten bestätigt. Erwägungen, die gepflogen werden, sind noch keine Ausführung der erwogenen Sache, aber sie lassen erkennen, daß man in den maßgeblichen Kreisen diese Sache für reif hält, dem beabsichtigten Zwecke entgegengeführt zu werden. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch hält man das Monopol eines Produktes dann für vorhanden, wenn nur ein oder nur einige Fabrikanten das Produkt herstellen und aus irgend welchen Gründen eine nennenswerte Konkurrenz fehlt. Man will damit sagen: Es ist nur ein schwacher Wettbewerb vorhanden und daher kann der Hersteller hohe Preise für sein Produkt nehmen. In diesem hauptsächlich genannten Sinne wird der Begriff Monopol bald vollständig verschwinden und es wird nur noch der Begriff der Staatsmono-

pole übrig bleiben. Man findet solcher Monopole schon eine Reihe in den verschiedenen Staaten, so haben z. B. Österreich, Italien und Spanien das Tabakmonopol, andere Staaten haben Spiritus-, Kohlenmonopole usw. Ganz besonders ist es der Tabak, der als gutes Monopolobjekt angesehen wird, und wenn die Anschauungen darüber in den deutschen Regierungskreisen nicht immer so weit auseinander gegangen wären, dann hätten wir schon längst ein deutsches Tabakmonopol. Nur die Meinungsdivergenz bei der deutschen Reichsleitung hat uns bisher davor bewahrt, hat doch z. B. der ehemalige Reichskanzler Bülow 1907 sich in einer Bankettede in Bremen sehr warm für das Tabakmonopol ausgesprochen, während ein Jahr vorher der damalige Reichsschatzsekretär Stengel erklärte, für das Reichstabakmonopol sei für immer der Augenblick verpaßt. Es soll ausdrücklich betont werden: Wir, die graphischen Berufe, sind zum Glück vor diesem Monopol bis jetzt bewahrt geblieben, denn die Einführung dieses Monopols bedeutet eine ganz große Unterhölzung und einen teilweise Zusammenbruch des lithographischen Gewerbes. Was die Monopolländer beweisen, ist, daß durch das Tabakmonopol die bild- und schriftmäßige Ausstattung der Zigarren und Zigaretten vollständig wegfällt und es dürfen noch jetzt zirka 3500 unserer deutschen Kollegen mit der Herstellung der Zigarren- und Zigarettenpackungen beschäftigt sein. Schöne und ansprechende Verpackung der Waren, die auf den Verkaufmarkt gebracht werden, ist weiter nichts als eine Art Reklame, die ihre Grundlage im freien Wettbewerb findet. Weilt man — um seine Ware umzusetzen — mit den anderen konkurrierenden Unternehmungen zu rechnen hat, bringt man sie in einer Weise auf den Markt, daß das Auge des Käufers und sein Gefühl für eine schöne Ausstattung auf die Ware hingelenkt und so der Absatz gefördert wird. Was der eine tut, muß der andere mitmachen und so entstehen die Tausende verschiedener Warenschmüddungen. Und wer unter dem freien Wettbewerb sich dieser Warenanpreisung entziehen wollte, käme gar nicht erst dazu, die Produktion zu beginnen. Erlangt aber durch ein Gesetz der Staat das alleinige Recht, eine Ware in Staatsregie herzustellen, dann entfällt der freie Wettbewerb und der alleinige monopolistische Produzent hat nicht mehr notwendig, Ausgaben für die Ausschmückung der Waren aufzuwenden. Daß dann die Ware trotzdem umgesetzt wird, beweist zur Evidenz Österreich, denn in keinem Land wird so viel geraucht wie in diesem und das Tabakmonopol erbringt ihm jährlich einen Gewinn von vierhundert Millionen Kronen. Diese gewaltige Summe aber ist es, die die besorgten Finanzier des stets geldbedürftigen Kaiserstaates Deutschland immer aus neue auf das Tabakmonopol hinweist. Was mag es nun bewirkt haben, daß sich das Reichsschatzamt der Frage des Zigarettenmonopols gegenwärtig nähert? Die Zigarette ist ein immer noch lebhaft gesuchter Artikel. Die Stücksumme ist eine so gewaltige und in wenigen Jahren so rasch gestiegen, daß noch keine Statistik imstande war, richtige Nachweise über die Produktionshöhe zu erbringen. Ein riesiger Wettbewerb hat um diesen Artikel, der Millionengewinne einbringt, eingesetzt. Die Großkapitalisten schlagen um diesen Artikel ihre Schläden. Dazu kommt, daß mit englischem und amerikanischem Gelde sich ein Trust gebildet und dieser eine Reihe gerade der größten und renommiertesten Firmen an sich gebracht hat; in seinen sechs Fabriken werden mit den Hausarbeiterinnen über zehntausend Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt. Den nichtvertrueteten Unternehmern gab das Gelegenheit, dem Konkurrenzkampf einen nationalitätlichen Belgeschmack zu geben und das deutsche Raucherpublikum mit dem Popanz des ausländischen Geldes nationalitätlich aufzuregen. In allen wirtschaftlichen Gebieten wird der Kampf um den Markt ausgefochten, die Börse, der Engros-handel, der Kleinhandel, die Rohmateriallieferanten, alle werden davon berührt. Hier Trust, hier Antitrust ist das Feldgeschrei, wobei die Antitrustler zehnmal mehr Geschrei machen als ihr Gegner, der mit einer bewundernswerten Entschlossenheit seinen Weg weitergeht. Für die Arbeiter haben die nationalitätlichen Kampfmittel der Trustgegner nur etwas Lächerliches, denn sie wissen ja recht gut, daß das Geld eine internationale Macht ist und daß es gleichgültig, ob die Urheber ihrer Ausbeutung zufällig in England oder Deutschland geboren sind. Hinzu kommt, daß in den letzten Jahren die Trustfirmen mehr Entgegenkommen gegen die Wünsche der Tabakarbeiter gezeigt haben, als die trustgegnorischen Firmen. In diesem ökonomischen Machtkampf werden nun alle möglichen Mittel angewendet, um sich gegenseitig zu verdrängen, wobei es im vorigen Jahre zu einem besonderen Hauptkampf gekommen sollte. Der Vorgang ist heute noch nicht aufgeklärt und wird es wohl auch nicht werden, anzunehmen ist aber, daß die vor einiger Zeit in den Trustfirmen vorgenommenen polizeilichen Hausdurchsuchungen mit der Sache in Verbindung stehen. Die Sache scheint etwa so vor sich gegangen zu sein. Die Antitrustler wollten von einem bestimmten Zeitpunkt an unter stark herabgesetzten Preisen große Lieferungen in den Verkauf bringen. An den niedrigeren Preisen sollten nicht nur die Raucher, sondern auch die Detailhändler Vorteil haben, und

so sollte der Trustumsatz mit einem großen Streich zurückgedrängt werden. Zu diesem Zwecke wurde mit Hochdruck produziert und auch die mit den Packungen beschäftigten Steindruckfirmen waren eine zeitlang stark beschäftigt. Die ersten Offsetmaschinen hielten dabei gerade in diesen Firmen ihren Einzug. Die Trustfirmen kamen dahinter und wappneten sich in derselben Weise, wodurch der Plan unwirksam gemacht und zu Fall gebracht wurde. Nun lagen die über das abatzmäßige Maß hinausgehenden Warenmengen da und was ein-treten mußte, trat ein: Schwächerer Produktionsgang, Betriebsdränkungen usw. Und wieder traf das auch auf die Steindruckfirmen zu, in denen die Konjunktur jetzt wieder faul und schleppend ist. Es muß auch als ein vergebliches Beginnen angesehen werden, dem Trust auf diese Weise bezukommen, denn auch dort ist man mit allen kapitalistischen Finessen begabt, die hier anzuführen jedoch zu weit führen würde. Auch die Bestrebungen, sich gegenseitig den Zugang des Tabakes zu erschweren, scheint beiden geschadet und keinern genützt zu haben. Nun arbeiten die Antrustierer weiter mit Flugschriften, Verkaufsbeilagen, Plakaten usw., um vor der großen Gefahr der Trusts die sozial und politisch unverständigen Leute gruselig zu machen. Alle diese Reibungen bleiben nicht unbemerkt und werfen ihre Schatten in das ganze Wirtschaftsleben. Da wird die Reichsregierung glauben, die Zeit ist gekommen, die Zigarettenproduktion zu einer dauernden Einnahmequelle des Reichs zu machen. Nicht allein der im allgemeinen noch anhaltende Produktionsaufstieg, sondern die Möglichkeit, bei den scharfen Konkurrenzkämpfen die Unternehmungen für das Reich billig aufzukaufen oder abzulösen, verbessert die Absicht der Reichsmonopolisierung. Wenn eine schon soweit ausgebreitete Industrie wie diese in das Alleinproduktionsrecht des Reiches übergeführt werden soll, stellen sich viele und große Kompliziertheiten ein, alle aber treten zurück gegenüber den Ankaufs- oder Abfindungsverhandlungen mit den gegenwärtigen Fabrikbesitzern. Aber angesichts des jährlichen Riesengewinnes, der dem Reiche winkt, werden Regierung und Gesetzgebung nicht vor den Schwierigkeiten zurückschrecken und verschmiltzt wird man denken: Geschädigt werden nur die in Verbindung mit dem Zigarettengewerbe stehenden Arbeiter und Händler, alle anderen Steuerzahler werden froh sein, daß das Reich eine große Einnahmequelle gefunden hat und neue Steuern verhütet worden sind. Die größte Sorge der Reichsleitung, für die riesig steigenden Militär- und Marinekosten Deckung zu finden, wäre ihr durch das Zigarettenmonopol immerhin auf eine Reihe Jahre abgenommen. Es muß somit für leicht möglich gehalten werden, daß die freie Konkurrenz der Zigarettenindustrie ein Ende findet und der eine Produzent, das Reich, dauernd Einkehr hält. Und gleich entsteht eine neue Frage: Sollte dann später nicht doch noch das allgemeine Monopol aller Tabakprodukte angehängt werden?

Doch soll heute nur mit dem Zigarettenmonopol gerechnet werden. Es ist oben bereits angeführt, daß das Monopol gleichbedeutend mit dem Tode der Etiketten und Packungen ist. Und was heißt das für das lithographische Gewerbe? Nehmen wir zunächst Dresden, den Zentralpunkt der Zigarettenindustrie. Nach den Berichten der Zeitschrift Tabakwelt sind in dieser Stadt allein 8000 männliche und weibliche Zigarettenarbeiter einschließlich der direkten Hilfskräfte, wie Tabakschneller, Mischer u. a. vorhanden, die in 63 Fabriken beschäftigt sind, unter denen leben mit je über 500 und darunter wieder 4 mit je über 1000 Arbeitern sich befinden. Rechnet man alle übrigen von dieser Industrie abhängigen Berufe wie Kartonnagenarbeiter, Kistenmacher, Papierschneider, Transportarbeiter, Druckereiarbeiter usw. hinzu, dann kommen ca. 11000 Arbeiter in Frage. Und nun unsere Berufe. In Dresden und Niedersiedlitz laufen ständig 52 Schnellpressen auf Etiketten-, Packungen- und Stempeldruck für Zigaretten, dazu gehen noch in Dresden, Radebeul, Meißen und Mügeln 35 Blechdruckmaschinen auf Zigaretten, so daß in diesem Industriegebiet allein 87 Schnellpressen ständig für die Zigarettenindustrie arbeiten. Hier sind jedoch nur die immerwährend für diese Artikelarbeitenden Maschinen angegeben, es kommen jedoch noch eine Anzahl solcher hinzu, die ab und zu auch noch solche Packungen drucken. Aber außer Dresden laufen auch in anderen Druckgebieten wie in Berlin, Bautzen, Breslau, Hannover u. s. f. Maschinen auf Packungen für Zigaretten. Wenn jetzt nur von den Etiketten, Packungen und Dosen die Rede war, dann muß aber weiter auf die Plakate hingewiesen werden, denn das Reich als alleiniger Produzent wird, weil ohne Konkurrenz, die Plakatreklame hübsch bleiben lassen und sich die großen Summen dafür sparen wie alle Monopolländer. Und das eröffnet noch schlimmere Aussichten, als sie schon bei dem Wegfall der Packungen vorliegen würden. Gerade die Zigarettenindustrie war es, die den größten Wechsel in der Plakatierung und Affichierung gepflegt hat und je scharfer der Wettbewerb ansetzte, umso besser war es für die Steindruckereien. Ein neues Plakat der einen Zigarettenfabrik veranlaßte oft gleich zwei neue von dieser oder jener Konkurrenz, sodaß sogar Serien humoristischer Affichen in großen Auflagen gedruckt wurden. Die Zigarettenfabriken haben eigentlich ihr reichliches Teil dazu beigetragen, daß der Verfall der Chromolitho-

graphie nicht noch schneller von statten ging. Außer Packungen, Plakaten usw. wird auch noch der Mundstückdruck von unseren Kollegen besorgt. Faßt man alles zusammen, dann kommt bei der Monopolisierung der Zigarettenfabrikation ein Wegfall von Arbeit für Tausende Drucker, Lithographen, Hilfsarbeiter und Arbeiter der Papierbranche in Betracht. Furchtbare Aussichten, bei den Schlägen welche die graphischen Berufe schon durch die bestehende Zollgesetzgebung erhalten haben.

Unsere Stellungnahme zu diesem Monopolplane muß damit gegeben sein. Er muß mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpft werden, sobald sich die Erklärung des Reichsschatzsekretärs zu einer festeren Absicht verdichtet hat. Niemand darf der frohen Hoffnung sein, weil aus früheren Monopolplänen nichts geworden ist, werden wir auch darüber hinwegkommen. Bei den früheren Plänen waren die Verhältnisse andere, da bekam man neue Steuern für den Reichsgeldbedarf noch leichter in die Scheuern. Jetzt aber ist auch selbst bei der Reichsregierung eine Art Steuercheu eingetreten, nämlich die Scheu mit den Steuern vor den Reichstag zu treten. Und es ist eher anzunehmen, daß der neue Geldbedarf nun aus Staatsmonopolen herausgeholt werden soll. Diese Art Industrieverstaatlichung, bei welcher große Volkserlöse um Lohn und Brot gebracht und in jahrelange schwere Sorge gestürzt werden, ist verwerflich. Der neue Monopolplan wird auch von den beteiligten Kreisen durchaus ernst genommen, wie Fachpresse und Zeitschriften der Tabakindustrie beweisen. Wie es dort in der Bekämpfung dieses Planes zu einem gemeinsamen Handeln aller beteiligten Wirtschaftsgruppen, Unternehmer, Arbeiter und Händler kommen wird, muß das auch in unseren Berufen geschehen. Vor schönen Versprechungen der Planschleide muß von vornherein gewarnt werden. Wohl wird wahrscheinlich gesagt werden, das Monopol soll so gehandhabt werden, daß kein beteiligtes Gewerbe Schaden haben soll, das Reich wird die produzierten Zigaretten auch in farbiger Emballage auf den Markt bringen, es wird alle die Hilfsindustrien brauchen wie bisher die Privatindustrie. Wird dem Reiche gar nicht einfallen, denn die Ausgaben, die er nicht nötig hat, macht kein Produzent. Die Einführung des Monopols kann nur durch ein besonderes Gesetz erfolgen, und Gesetze, die nur zur Hälfte positiv festgelegt sind, dürfen niemals mehr so hingenommen werden. Das deutsche Volk ist mit einem solchen Gesetz böse hereingefallen: Mit dem Reichsvereinsetzungsgesetz. Da wurde nur ein Teil paragrafiert und gerade das Wichtigste bestand in Versprechungen der Regierung, in Hinweisen auf eine liberale Auslegung. Und wie sieht dieses Borstenvieh jetzt in der Anwendung aus. Auch wenn versprochen wird, mit diesem Monopol neue Wege zu gehen und die Verkaufsmethoden der Privatindustrie beibehalten zu wollen, haben wir, als die bedrohten Arbeiter, den ganzen Plan zu bekämpfen und wollen dazu unserm Berufe nichts schuldig bleiben. In.

Ortsberichte.

Chemnitz. Unsere letzte Monatsversammlung war äußerst gut besucht. Der Vorsitzende erstattete einen kurzen Bericht über die Gewerkschaftsbewegung im Vorjahre. Hierauf hielt Herr Dr. Dünge einen Vortrag über »Lungentuberkulose und deren Verhütung«. Der Referent sprach zunächst über diese Krankheit im allgemeinen und schilderte dann in anschaulicher Weise die Entstehung und Übertragung der Tuberkel-Bazillen. Er führte u. a. aus, daß diese Bazillen winzig kleine Stäbchen seien, die durch Einatmung oder durch Nahrungsmittel in den menschlichen Körper gelangen und sich da als knotenartiges Gebilde an der Lunge festsetzen. Der Vortragende wies dann an einzelnen Beispielen nach, wie eine Ansteckung entstehen und wie sich der gesunde Mensch davor schützen kann. Sonne und Sauberkeit seien die Hauptverhüter der Tuberkel-Bazillen. Reichen Befall erntete der Referent für seinen lehrreichen Vortrag. In der Diskussion darüber wurde von den Kollegen die Frage gestellt, ob auch die Bronze für die Lunge schädlich sei. Der Herr Doktor beantwortete diese Frage damit, daß aller Staub mit scharfen und spitzen Stellen für die Lunge schädlich sei, und zu solchem könne man wohl auch den Bronzestaub rechnen. Der Vorsitzende machte dann noch auf die Buchgewerbe-Ausstellung in Leipzig aufmerksam und wünschte recht zahlreiche Beteiligung. L.

Mannheim. Am 6. Mal fand hier im großen Saale des Gewerkschaftshauses eine außergewöhnliche Versammlung statt. Der wichtigste Punkt der Tagesordnung war ein Vortrag des Kollegen Haß, Berlin über: »Berufliche Weiterbildung als Folge der technischen Entwicklung«. Der Vorsitzende, Kollege Meuterodt eröffnete um 9 Uhr die Versammlung und begrüßte die als Gäste anwesenden Kollegen aus Heidelberg, Speyer und Bad Dürkheim. Nach Erledigung geschäftlicher Mitteilungen ergriff Kollege Haß das Wort. In einem ca. 2stündigen, vorzüglichen Referat über oben genanntes Thema schilderte Redner eingehend die Entstehung und die technische Entwicklung der verschiedenen Verfahren unseres Berufes an der Hand einer Ausstellung von 48 Tafeln. Diese Ausstellung von Drucksachen, welches die erste Arbeit unserer »Technischen Zentrale« darstellte, sowie der Vortrag des Kollegen Haß, waren als muster-

gültig zu bezeichnen und fanden den ungeteilten Beifall der anwesenden Kollegen. Man kann nur wünschen, daß von unserem Hauptvorstande sowie unserer »Technischen Zentrale« dieser Weg der Agitation unter unseren Kollegen weiter verfolgt und ausgebaut wird, als Ansporn zur Mitarbeit und zur Aufklärung und Weiterbildung. Um 12 Uhr fand diese interessante Versammlung ihren Abschluß.

Der Lithograph.

Aus Adolf Menzels Briefwechsel.

Vor wenigen Wochen wurden die Briefe Adolf Menzels der Öffentlichkeit übergeben. Sie sind für uns Lithographen von einigem Interesse, ging doch jener vielgeschätzte Künstler aus den Kreisen unseres Gewerbes hervor. Er war gelernter Lithograph und eben deswegen kannte er die Schwächen des gewerblichen Lithographen sehr genau. Immerhin war doch in seinen Zeiten das Streben nach jener aalglatten Technik, das so unkünstlerische Punktedrucksein nur erst im Keime vorhanden. Die mechanische Kopiertätigkeit ertöte aber schon in den Jugendtagen der Lithographie jede großzügige Auffassung bei den weitaus meisten jüngeren Geniefeldern. Schon in seinen frühesten Zeiten kannte daher Menzel diese Berufsschwäche der Lithographen recht genau, darum war auch sein Urteil über die Fähigkeiten unserer damaligen Berufskollegen durchaus kein schmeichelehaftes.

Adolf Menzel war eine überaus interessante Persönlichkeit. Auf einem kleinen schwächlichen Körper saß ein, den sonstigen Proportionen durchaus nicht angepaßter, feiner Charakterkopf. Zeitweilen ungewohnt, verspürte er noch nicht den unstillbaren Drang nach dem Ewigweiblichen, dem so viele seiner kleinen Epigonen, nicht immer zu ihrem finanziellen und intellektuellen Vorteil, unrettbar verfallen sind. Gerade dieser Eigenschaft schreibt man, vielleicht nicht mit Unrecht, seine fabelhaft fruchtbare Tätigkeit zu. Als man kurz nach seinem Tode seine gesamten Werke zu einer Kollektivausstellung vereinigte, fanden sich nicht weniger als 5699 Objekte zusammen. Menzel war ein überaus knorriger Geist, der, wenn es galt, aus seinem Herzen keine Mördergrube machte. Besonders die Briefe aus seinen letzten Lebensjahren erbringen hierfür manch treffendes Zeugnis.

Nach oben hin hatte sich freilich unser Altmeister einen feinen Servilismus bewahrt. So schließt denn auch der vorliegende Band seines Briefwechsels mit einer byzantinischen Dankepistel an Wilhelm II. ab, die freilich bei einem Maler des Hohenzollernhauses durchaus nicht befremden will. Das gehörte bei Menzel sozusagen zum Handwerk. Dafür hat es ihm freilich an Anerkennung und sonstigen Ehrungen, wenigstens in seinen alten Tagen, niemals gefehlt. Er war der unbestreitbar beste Kenner Friedrichs des Großen und seiner Zeit. Mit philologischem Eifer hat Menzel alle ihm bekannten Friedrichrelieuen durchforscht. Seine Skizzenbücher waren eine riesengroße gezeichnete Biographie des Vollaufreundes, in der auch kein Hemdenknopf und kein Tabaksbeutel undurchforscht blieb. Menzel ist nicht eigentlich ein byzantinischen Gründen zum Hohenzollernmalen geworden. Seine Lehrjahre waren für ihn wirkliche Lernjahre gewesen. In seinen freien Stunden zeichnete und skizzierte er nicht nur eifrig, sondern trieb auch eingehende historische Studien. Insbesondere interessierte ihn Friedrich II. und seine Zeit. In noch unmindlichem Alter war er bereits durch Illustrationen zu dem Goetheschen Gedichte »Künstlers Erdenwallen« hervorgetreten. Dadurch war er in weiteren Kreisen bekannt geworden und der Zufall machte aus dem jungen Künstlerlithographen bald ein Kind des Glüdes.

Einige Darstellungen aus dem Leben Friedrichs des Großen hatten das Augenmerk des Geschichtsschreibers Franz Kugler auf den jungen Steinzechner gelenkt. Dieser bekam gerade zu jener Zeit von der Leipziger Verlagsanstalt J. J. Weber den Auftrag, ein Geschichtswerk über Friedrich den Großen herauszugeben. Als Kugler nach einem geeigneten Illustratoren befragt wurde, empfahl er den jungen Menzel, von dessen historischen Studien er Kenntnis erhalten hatte. Noch im Alter der Unmündigkeit, wie er in einem Briefe an J. J. Weber besonders betonte, kam der Vertrag zustande, der ihn beauftragte, 400 Holzschnittzeichnungen zu der »Geschichte Friedrichs des Großen« zu liefern. Seine Illustrationen fanden allseitig großen Beifall und sein Name bekam schon in frühen Jahren jenen Klang, den er sich bis in sein hohes Alter unverkümmert bewahrt hatte. Mehr durch das Spiel des Zufalls wurde so Menzel der künstlerische Interpret der Hohenzollern und insbesondere ihres interessantesten Vertriebers, des Autokraten von Sanssouci.

Bei alledem war der Menzel jener Tage weit entfernt von dem Byzantinismus der modernen Verherrlicher des Hohenzollernhauses. Dies beweist schon die Tatsache, daß er an den Märzvorgängen, wenn auch nicht teilnahm, so doch regen intellektuellen Anteil nahm. Menzel ist einer von den wenigen Malern, die jene glorreichen Kämpfe auch künstlerisch verewigt haben. Seine Märzgedanken fanden einen tiefgreifenden Niederschlag in seinem Bilde: »Die Aufbahrung der Märzgefallenen auf dem Gendarmenmarkt.« Von diesem sagt selbst ein

bürgerlicher Kunsthistoriker, Lübke-Haack: »eine wunderbare, zugleich materische und seelische Grundstimmung beherrscht das Ganze.«

Aber nicht nur dieses Kunstwerk zeugt von den Sympathien, die Menzel für die Sache des Volkes hegte. Seine Intimeren Briefäußerungen lassen mit größerer Klarheit sein Dichten und Denken während jener ereignisreichen Tage erkennen. Der Maler des Hohenzollernhauses nahm durchaus keinen Anteil an dem Mißgeschick seines derzeitigen Sprossen, Friedrich Wilhelms IV. Menzel kam einige Tage nach der Barrikadenschlacht nach Berlin. Schon auf dem Wege nach seiner Wohnung kamen ihm die letzten Reste der Volkaverteidigungswerke zu Gesicht. Kaum in seinem Helme angelangt, macht er sich wieder auf den Weg, das Schlachtfeld zu rekonstruieren. In einem Briefe vom 23. März schildert er dann einem seiner Freunde, wie er sich den ganzen Tag auf der Erkundungsfahrt befunden habe und bringt sodann seine Eindrücke ebenso ergreifend zu Papier, wie er sie später auf der Leinwand der Nachwelt überlieferte. Seinem Freunde jedoch, einem Oberstabsarzt Puhlmann, waren die Menzelschen Anschauungen weniger geläufig. Die Interessen des preußischen Armeechirurgen waren viel zu eng illert mit dem Schicksal des erlauteten Herrscherhauses, als daß dieser nicht etwas Wasser in den schäumenden Wein des Menzelschen Radikalismus gegossen haben mag. Kurz dieser antwortete dem militärischen Freunde, daß er ihn ob seiner Begelsterung für die preußische Garde keineswegs getadelt haben möchte, er selbst aber sei »durchnas plebejisch gesinnt«. Unser einstiger großer Kollege, der Maler Friedrich II., fühlte wesensverwandt mit den Kämpfern um die Rechte des Volkes. Im Gegensatz zu vielen seiner ad so zwerghaften Epigonen bezeichnete er sein Denken selbst als das eines Plebejers.

War schon Adolf Menzel schnell dem zünftigen Lithographen entwachsen, so dürfen wir umso mehr seinen Vater als einen beruflichen Leidensgenossen ansprechen. Dieser mag, gleich vielen seiner Nachfahren, zelliebend den bitteren Nachgeschmack seines lithographischen Berufes nicht losgeworden sein. Wahrscheinlich war er auch wirklich kein Virtuose in seinem Gewerbe. Die sparsame Mutter Natur hatte wohl alle zeichnerischen Fähigkeiten dem genialen Nachkommen vorbehalten und ihm frühzeitig übertragen. Manchmal mag auch dem Senior des Hauses, ebenso wie unendlich vielen Vertretern des Gewerbes auch heute noch, der Schwur seinem Herzen enkelmt sein, wenigstens den Sohn vor den Schicksalen eines ehrsamem Lithographen bewahren zu wollen. Menzel senior war darum recht wenig erbaut, als sein Sohn das unerschütterliche Verlangen trug, in die Fußstapfen des väterlichen Berufes treten zu wollen. Auch der Junior wurde Lithograph. Freilich nur wenige Jahre, denn seine geniale Veranlagung und sein unermüdlicher Lernerifer machten ihn schon im dritten Jahrzehnt seines Lebens zum anerkannten Künstler. Einmal befragt, warum sein Vater mit der Wahl seines Berufes so wenig einverstanden gewesen sei, antwortete er dem Berliner Journalisten Ludwig Pietsch: »Er wollte nur für mich ausparieren, was ihm selbst nicht gut bekommen war . . . Resigniert über das Schicksal seines Vaters bemerkte er dann weiter: sein Kunsttrieb kam, »wie ein vertiefler Krankheitsstoff dennoch auf die Oberfläche herauf, indem es ihm wenig zu seinem Glück zur Lithographie hlnzog.« Verständnisvoll, begleitet mit lesem Kopfnicken, wird noch heute mancher Lithographensproß den Worten des großen Meisters gern seine Zustimmung geben.

Interessant und wohl auch nicht immer unzutreffend ist das Urteil, das Menzel in einem anderen Briefe über die Fähigkeiten seiner einstigen Berufs-genossen fällt. Im Jahre 1839 verhandelte er mit Carl B. Lord, einem geheimen Teilhaber der Firma J. J. Weber, über die Herstellung der Subskriptionseinladung zu dem von ihm illustrierten Werke Friedrichs des Großen. Lord gedachte die Einladung zum Zwecke besserer Reklame, geschmückt mit einem farbigen Holzschnitt, zur Vorlage zu bringen. Den Grundgedanken des Vorschlages erkannte Menzel als durchaus berechtigt an, seine Bedenken waren allein technischer Natur. Mit dem kolorierten Holzschnitt konnte er sich wenig befremden, ebensowenig mit dem Gedanken, das Umschlagsblatt in Lithographie farbig herzustellen zu lassen. In bezug auf diesen Vorschlag äußerte er sich eingehend folgendermaßen: »Mit einem neuzeitverwendenden Plakat ist das eine üble Sache, eine Skizze von mir würde hier nichts nützen, denn nach so etwas kann kein Lithograph etwas, das doch nicht schlecht sein darf, machen, ich weiß, was diese Herren in diesem Punkte leisten, ich müßte es geradezu selbst machen . . . Eine allzu hohe Meinung über die Leistungen seiner Berufs-genossen von ehedem besaß er also durchaus nicht.

Aber auch die Reproduzenten des Holzschnittes fanden nur selten seinen ungeteilten Beifall. Menzels Briefwechsel mit J. J. Weber ist angefüllt mit ewigen Klagen über die schlechte Wiedergabe seiner Zeichnungen durch die Xylographen, obwohl selbst die besten Vertreter des Gewerbes auch im Auslande zur Mitarbeit herangezogen wurden. Gleich die erste Wiedergabe seiner Zeichnungen erregte seinen heftigsten Unwillen. Empört über mancherlei Selbstherrlichkeiten der Reproduzenten äußerte er sich in einem Schreiben: »Es ist eine

öfters vorkommende Geisteskrankheit mancher Holzschneider und Kupferstecher, den Zeichner ergänzen zu wollen, warum ich zum Beispiel in die Finger des Alten keine Nägel, in das Gesicht des Knaben keine Punkte, und in die Lichtflamme keine Striche zeichnete, dazu hatte ich wohl meinen guten Grund . . . Liest man diese Zellen, so schweben die Gedanken unwillkürlich zu jenen gelstesverwandten Lithographen hinüber, die auch unter allen Umständen unbedingt verbessern müssen und nicht früher ruhen, bis nicht auch der kleinste Finger mit Nägeln bewaffnet und jedes Auge, wenn auch noch so winzig, seine Pupille hinter den Augenwimpern zeigt. Sind sie auch nur mit der Lupe zu erkennen, so sind sie doch da, weil in natura auch jedes Auge Pupillen und Wimpern trägt. Daß mit dieser sinnlosen Miniaturarbeit zu meist auch die Einheit der Gesamtwirkung in die Brüche geht, bemerken diese Kunstjünger garnicht, weil ihre Gedanken eben lediglich auf Finger, Zehen, Augen etc. eingestellt sind.

Wenn Menzel auch immer seine liebe Not mit den Herren von der Holzschneidekunst hatte, so gelang es ihm doch, sich mit der Zeit einen gewissenhaften Stamm heranzuziehen, der seinen Anforderungen eher entsprach. Zuletzt schwang er sogar das Verteidigungsschwert tapfer gegen die Konkurrenz der Xylographie. In seinem Briefwechsel befindet sich ein Schreiben an den bedeutendsten Holzschneider jener Zeit, Ludwig Unzelmann, mit dem er »einige Behauptungen, welche die Herren Erfinder der 'Chemieple' und der 'Glypographie' in neuerlichen Publikationen mit Bezug auf Holzschnitt und Holzschneider sehr zuversichtlich aussprechen«, zurückgab. Es ist eine lange Erklärung über die Qualifikationen der Xylographie und im Grunde nichts anderes, als eine Verteidigungsschrift gegen die anhebende Konkurrenz der im Keimen begriffenen modernen Ätzverfahren, die nun auch der Lithographie an den Kragen gehen.

Zu alledem sei noch bemerkt, daß Menzel sich bereits auch des Schabverfahrens mit Vorliebe bediente. Freilich nur des älteren, das auf dem mit Tusche überzogenen Steine gehandhabt wurde. Es ist dies freilich nur ein Vorläufer jener Technik, die unlängst in diesen Spalten durch einige Aufsätze behandelt wurde. In einem Briefe an seinen alten Busenfreund C. H. Arnold aus dem Jahre 1852, hat uns Menzel sein Rezept getreulich aufbewahrt. Arnold, den er in Berlin bei dem Abendzeichnen kennen gelernt hatte, war Tapetenfabrikant. Dieser gedachte jenes alte lithographische Verfahren für seine Zwecke zu verwerten, allem Ansehen nach jedoch ohne Erfolg.

So sind die Briefe unseres Altmelsters für die Lithographen von mancherlei Interesse. Eröffnen sie auch sonst keine großzügigen Gedanken und Perspektiven, so werfen sie doch mancherlei Streiflichter über sein Leben und Streben und zeigen ihn ungeschminkt neben seinen Werken. H. Saupé.

Der Steindrucker.

Unsere Meinung.

Die sich vollziehende Umwälzung auf dem Gebiete des Druckwesens hält mit Recht alle daran Interessierten in Spannung. Neben dem Tiefdruck ist es insbesondere der Offsetdruck, der sich allgemeiner Beachtung erfreut und dessen Entwicklung mit Aufmerksamkeit verfolgt wird. Scheint sich doch durch das Aufkommen des Offsetdruckes eine vollständige Wandlung in der bisher üblichen Verteilung der vorhandenen Druckarbeiten zwischen Hoch- und Flachdruck anzubahnen, dessen Ursache in der durch die Offsetmaschine gekommenen, größeren Leistungsfähigkeit des Flachdrucks zu suchen ist. Wenn auch in der Praxis die durch Fünftminutenarbeit festgestellte Tagesleistung nicht erzielt wird und aus rein technischen Gründen auch gar nicht erreicht werden kann, so ist die Steigerung der Leistungsfähigkeit des Flachdrucks durch die Offsetmaschine doch so groß, daß bestimmte Arbeiten, die früher im Buchdruck hergestellt wurden, zum Offsetdruck abzuwandern. In der Praxis zeigt sich schon hier, daß die Offsetmaschine eine veränderte Verteilung der Arbeiten hervorgerufen hat, bei der der Hochdruck als Leidtragender figuriert. Kein Wunder deshalb, daß die Buchdrucker als Ausübende des Hochdrucks dem Offsetdruck ihre Aufmerksamkeit schenken und versuchen, wenigstens die Bedienung der Offsetmaschine als ihnen gehörig hinzustellen. Zwar kann man nicht umhin, den Offsetdruck als reinen lithographischen Druck anzuerkennen, man überläßt deshalb ohne Ansprüche zu machen die Herstellung der Druckplatte für den Offsetdruck dem Steindrucker, aber man glaubt die Besetzung der Offsetmaschine durch Buchdrucker damit begründen zu können, daß die Bauart der Offset-, insbesondere der Universal-Offset-Schön- und Widerdruckmaschine der Buchdruckrotationsmaschine angepaßt sei. Weiter ist es der Falzapparat, der die Begründung zur Besetzung der Offset durch Buchdrucker abgibt, weil — nun weil der angebrachte Falzapparat schon an der Buchdruckrotationsmaschine vorzufinden ist und angeblich zur Besorgung große Fachkenntnis erfordert.

Jedem Kenner erscheint diese Begründung etwas sehr lendenahm. Wir verkennen das Bestreben

der Buchdrucker absolut nicht, ihren Beruf und damit den Grad ihrer Beschäftigung nach Möglichkeit zu steigern, selbst auf die Gefahr hin, daß es auf Kosten anderer Berufe geht. Es kommt dabei nur der jedem Menschen innewohnende Egoismus zum Zwecke der weiteren Existenz zum Ausdruck. Aber diesen Egoismus zum Zwecke der weiteren Existenz haben auch wir Steindrucker im selben Grade und reklamieren deshalb die Offsetmaschine als unser gutes Recht. Daß das Recht auf unserer Seite liegt, ergibt jede Prüfung, die sich nicht auf Analogien, auf Prüfung der äußeren Formen stützt, sondern das Wesen, das Bestimmende dabei zum Gegenstand ihrer Untersuchungen macht.

Unwiderrprochen zergliedert sich das gesamte Druckgewerbe in die drei Grundprinzipien: Hochdruck, Flachdruck und Tiefdruck. Die neuere Zeit hat in allen drei Druckprinzipien den Rotationsdruck neben den Schnellpressendruck gestellt und dadurch überall die Einheit hergestellt. Die Lage der Druckelemente deuten die drei Druckarten schon mit ihrem Namen an. Liegen beim Hochdruck die Druckelemente höher als der Druckstock, so stellt der Tiefdruck das Gegenteil dar und zeigt die Lage seiner Druckelemente unter der Ebene des Druckstockes. Die Druckelemente des Flachdrucks liegen in der gleichen Höhe wie der Druckstock und vollzieht sich der gesamte Druck nur auf Grund chemischer Veränderungen.

Diese chemischen Veränderungen, diese Wechselwirkung zwischen Fett und Wasser ist das Bestimmende, das Wesen des Flachdruckes oder Steindrucks und unterscheidet sich damit ganz grundsätzlich vom Hochdruck, auch Buchdruck genannt. Alle Versuche, im Flachdruck anstatt des Lithographiesteines Metalle als Druckstock zu benutzen, gingen von der Voraussetzung der Wechselwirkung zwischen Fett und Wasser aus. Wenn es jetzt nach langen, kostspieligen Versuchen gelungen ist, Zink unter weiterer Bearbeitung dem Flachdruck dienstbar zu machen und seine Weiterentwicklung auch rationell zu garantieren durch Schaffung der Buchdruckrotationsmaschine ähnlichen Offsetmaschine, so besteht doch lange kein Grund für den Hochdruck, diese Maschine für sich zu reklamieren. Was hätten wohl die Ausübenden des Hochdruckes gesagt, wenn die Steindrucker beim Aufkommen des Dreifarben- und Vierfarbendruckes verlangt hätten, auf Grund der daraus entstehenden wirtschaftlichen Schädigungen, im Buchdruck mit unterzukommen?

Daß der Offsetdruck ein rein lithographisches Druckverfahren ist und demnach die Bedienung der Offsetmaschine dem Steindrucker zusteht, steht außer allem Zweifel. Es könnten noch eine weitere Reihe von Gründen angeführt werden, doch soll es genügen. Zum Schluß sei nur noch darauf hingewiesen, das für den Flachdruckmaschinenmeister bisher die Voraussetzung gegolten hat, daß er die Herstellung und Behandlung des Druckträgers kannte. Nach unserer Kenntnis verlangt die Offsetmaschine von ihrem Bediener das unbedingt, weil durch den schnellen Gang sowie die Verwendung von relativ minderwertigem Papier eine Gefährdung des Druckträgers nur zu leicht gegeben ist und nur bei genauer Sach- und Fachkenntnis solche Gefährdung vermieden werden kann. Nach alledem können wir nicht von unserer bisherigen Ansicht abgehen, daß die Offsetmaschine, ausschließlich das Arbeitsgebiet des Steindruckers ist und werden bei gegebener Gelegenheit nachdrücklich versuchen, unserm Rechte Geltung zu verschaffen. hr.

Ein neues Verfahren für den Offsetdruck.

Der in letzter Zeit stark an Ausdehnung gewinnende Offsetdruck hat eine wertvolle Unterstützung erfahren durch die Erfindung eines neuen Zinkkopplerverfahrens, über das wir hier kurz berichten wollen.

Der Hauptvorteil, den das neue Verfahren bietet, ist die weitgehende Immunität der Zeichnung, die aber trotzdem an Feinheit nichts zu wünschen übrig läßt. Das Bild ist sozusagen unverwundlich.

Sollte es beispielsweise vorkommen, daß eine Platte nach längerem Druck Ton ansetzt, so braucht dieselbe nicht aus der Maschine genommen zu werden, um durch allhand Manipulationen wieder in einen mehr oder weniger guten Zustand versetzt zu werden, sondern man wäscht sauber aus, ätzt, gummiert und trocknet und druckt weiter. Die Platte ist wieder wie neu.

Beim Auswaschen handelt es sich hier nur um die Entfernung der auf der Druckform haftenden Farbe. Die Zeichnung selbst, die auf der Platte wie ein Kupferniederschlag aussieht, ist in Terpentin unlöslich. Da die im Zinkdruck zu verwendenden Säuren der Zeichnung auch dann nichts anhaben können, wenn sie nicht mit Farbe geschützt ist, so ist oben geschilderter Arbeitsgang im Falle eintretender Tonens wohl verständlich.

Die enorme Widerstandskraft der Zeichnung hilft auch über ein anderes Hindernis weg. Kopiert kann auch hier nur auf glatte Platten werden. Glatte Platten eignen sich aber nicht für den Druck. Bei dem neuen Verfahren kann nun das Korn durch eine Art Ätzung in verschiedenen Strukturen nachträglich erzeugt werden.

Wie der Erfinder, Herr K. Schlicht in Stuttgart-Böblingen mitteilt, werden in Leipzig auf der Ausstellung Platten und Drucke gezeigt werden.

Der Patentspruch lautet: «Verfahren zur Herstellung von Druckformen, insbesondere Flachdruckformen für direkten und indirekten Druck (Offsetdruck).»

In Belgien ist die Patentverleihung bereits erfolgt; in Deutschland dürfte das Patent in den nächsten Tagen verliehen werden, nachdem die von verschiedenen Seiten erhobenen Einsprachen schon abgelesen sind.

Über den Preis der Lizenz, sowie der zu dem Verfahren notwendigen Flüssigkeiten kann bis jetzt noch nichts Bestimmtes mitgeteilt werden; doch wird auch dieser Punkt während der Leipziger Ausstellung seine Erledigung finden.

Photogr. Mitarbeiter.

Zwei wichtige Gerichtsentscheidungen in einem Urteil.

Ist die Empfangsdame eines Photographenateliers Gewerbegehilfin oder Handlungsgeliffin? Ist eine achtstägige Krankheit bei monatlicher Gehaltszahlung als »verhältnismäßig nicht erhebliche Zeit« anzusehen?

Beide Fragen wurden in einer Klage vor dem Stuttgarter Kaufmannsgericht behandelt und entschieden. Den Sachverhalt entnehmen wir der Monatschrift »Gewerbe- und Kaufmannsgericht«.

Die Empfangsdame (Klägerin) wurde von dem Beklagten, Photograph K. in Cannstatt, am 1. des Monats auf 14 Tage, also zum 15. gekündigt. Am 7. erkrankte die Klägerin und wurde vom Arzt als krank und arbeitsunfähig gemeldet. Die Klägerin war nun während der ganzen Zeit, die noch ihr Anstellungsverhältnis dauerte, arbeitsunfähig und bezog Krankengeld. Sie klagte nun auf Gehalt für die Zeit vom 7. bis 15. des betreffenden Monats abzüglich des bezogenen Krankengeldes. Der Beklagte glaubte nur bis 7. Gehalt bezahlen zu müssen.

Der Beklagte wurde zur Zahlung des Gehalts vom 7. bis 15. verurteilt. Hierbei nahm das Gericht allerdings trotz des richtig ergangenen Urteils einen etwas sonderbaren Standpunkt ein. Es definierte in seinem Urteilstenor wie folgt: Ein Photograph ist nur dann Kaufmann, und die bei ihm beschäftigte Empfangsdame, welche u. a. die Buchführung zu besorgen und Bestellungen entgegen zu nehmen hat, also Geschäfte kaufmännischer Art verrichtet, nur dann Handlungsgeliffin, wenn der Photograph im Handelsregister eingetragen ist oder wenn sein Betrieb über den Umfang des Handwerks hinausgeht, oder wenn der betreffende Photograph im Rechtsverkehr als Kaufmann auftritt. — Im Allgemeinen ist der Photograph nicht Kaufmann und die bei ihm angestellte Empfangsdame nicht Handlungsgeliffin, sondern Gewerbegehilfin. — Es wird dann besonders darauf hingewiesen, daß der Beklagte zur Handwerkskammer gehörig und der Gewerbeinspektion unterstellt ist. — Da nun alle Photographen zur Handwerkskammer gehörig und auch der Gewerbeinspektion unterstellt sind, wäre die erstere Auslegung, der Photograph könne Kaufmann sein, die sich auf mehrere andere Entscheidungen und Kommentare beruft, unrichtig.

Im vorliegenden Falle wurde der Betrieb des Beklagten als Handwerksbetrieb angesehen und die Bestimmungen der GO. als maßgebend erachtet. Da aber die Photographen im allgemeinen in der Gesetzgebung als Handwerker (Unterstellung unter die Handwerkskammern, Innungen etc.) behandelt werden, sind auch die Empfangsdamen, wie das andere Personal, gewerbliche Angestellte. — Bei diesem Urteil mußte aber auch entschieden

werden, ob die Zeit vom 7. bis 15. des betreffenden Monats als eine »verhältnismäßig nicht erhebliche Zeit« anzusehen war. Das Gericht entschied: Mit Rücksicht darauf, daß zwischen den Partein monatliche Gehaltszahlung vereinbart war, erschien die Zeit vom 7. bis 15. als eine verhältnismäßig nicht erhebliche. Der Beklagte hat daher für die Zeit bis zum 15. (des betreffenden Monats) nach § 616 BGB. der Klägerin den Gehalt zu bezahlen, abzüglich des von der Klägerin eingenommenen Krankengeldes. Es dürfte sich für alle Berufungsbefugte, die noch in halbmonatlicher oder monatlicher Lohnzahlung stehen, empfehlen, bei gleichartigen Differenzen die Entscheidung des Stuttgarter Kaufmannsgerichts heranzuziehen.

Die Tapetenbranche.

Aus den Sektionen.

Eilenburg. Nachdem auch die dritte Woche des Streikes ins Land gegangen ist, ohne daß es zu einer Verhandlung, noch viel weniger zu einer Verständigung mit den übrigen Firmen gekommen ist, können wir es ruhig der Zukunft überlassen, daß diese Unternehmer durch den eigenen Schaden eines Besseren belehrt werden. Den moralischen Sieg können die Eilenburger Kollegen mit gutem Gewissen schon heute für sich in Anspruch nehmen, weil zweifellos in Kürze diese Bewegung aus Mangel an vorhandenen Streikenden ihr vorzeitiges Ende finden wird. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß Ihnen jetzt ein Helfer ersanden ist und zwar von einer Seite, von der man es am allerwenigsten erwarten sollte. Die Leitung der gewerblichen Fortbildungsschule hat Verständnis für die Schmerzen der Unternehmer und sucht auf ihre Art dem bedrängten Unternehmertum behilflich zu sein. Was bisher, selbst in Zeiten der Hochkonjunktur, nicht vorgekommen ist, Tatsache geworden. Die Mehrzahl der Formstecherlehrlinge ist zur höheren Ehre des Profits vom Fortbildungsschulunterricht dispensiert worden. Dieser Eingriff der Schulleitung in einen Kampf zwischen Arbeitern und Unternehmern, der doch auch im Interesse einer guten Lehrlingsausbildung mit geführt wird, zwingt also die Lehrlinge, ihre eigenen Interessen mit Füßen zu treten. Vielleicht soll dadurch auch der Ausspruch eines Unternehmers »Wir müssen uns unsere Gehilfen selber heranzubilden, weil wir keine bekommen können«, leichter zur Tatsache gemacht werden. Im Streik befinden sich zur Zeit nur noch 5 Kollegen, und die Eilenburger Firmen, die es noch vorziehen, hauptsächlich mit Lehrlingsarbeit ihre Kundschaft zu befriedigen, werden dieses edle Tun wohl auch in Zukunft weiter betreiben wollen, wenn ihnen nicht durch Aufklärung der Bevölkerung und der dadurch bedingten Entziehung der »Ausbildungsobjekte«, ein Strich durch ihre menschenfreundliche Rechnung gemacht wird. Bei der eigenartigen Stellung des Unternehmertums im Formstecherberuf, wo die Produktion selbstschöpferisch und nach eigenem Willen überhaupt nicht in Frage kommen kann, werden es sich auf die Dauer die Tapetenfabrikanten als Auftraggeber kaum gefallen lassen, wenn ihnen hauptsächlich mit Lehrlingsarbeit gedient wird. Den Beweis für diese Behauptung erbringt am drastischsten die Firma Bullr, wo bei 16 Lehrlingen noch ein ganzer Gehilfe vorhanden ist. Es mag zweifellos für diesen ein erhebendes Gefühl sein, gleichsam als »Saul unter den Propheten« zu walten. Diese Firma hat im vergangenen Jahr die Lehrlingskassa unterschrieben, hat aber, wie Figura zeigt, dieses Faktum vollständig vergessen. Für uns eine Warnung mehr, solche Unterschriften nicht allzu vertrauensselig zu betrachten.

Hier wird auch, wie schon früher verschiedentlich berichtet wurde, nicht nur den Lehrlingen, sondern auch den Gehilfen, vorausgesetzt daß welche vorhanden sind, zur Abwechslung durch Handgreiflichkeiten klar zu machen versucht, was einer sonst gesunden Logik nicht Stand zu halten vermag. Bei der Firma R. Mathias war auch die Skala unterschrieben worden, mit dem Bemerkn, daß nur zwei Lehrlinge eingestellt worden seien. Nur hatte die Firma vergessen hinzuzufügen, was uns natürlich schon bekannt war, daß noch weitere drei der Einstellung harriert und die dann auch eingestellt wurden. Daß unter solchen Umständen, trotz Unterschrift, die Kündigungen erfolgen mußten, war doch eigentlich selbstverständlich, da doch unser ganzes Vorgehen zwecklos wäre, wollten wir alle Einstellungen gutheissen. Flugs folgte auch hier die Zurückziehung der Unterschrift, nachdem Herr Mathias gesehen, daß sein Vorhaben durchsichtbar war. Noch etwas plumper war das Verhalten der Firma M. Mathias, die damit aber auch zugleich den Beweis erbrachte, daß auch ein Unternehmer nicht aus seiner Haut heraus kann. Sie verfuhr ähnlich wie die Firma Bullr und sah ein Zurückziehen der gegebenen Unterschrift als zwecklose Höflichkeit an. Quitschvergnügt, auf die Skala Pfeifend, stellte sie noch während der Kündigungszeit zwei weitere Lehrlinge ein. Wenn sich die Kollegen über das Verhalten verschiedener Firmen von Anfang an nicht allzusehr im Unklaren waren, so hätte man eigentlich von der Firma Bräunig & Weber erwarten können, daß die Vergangenheit in gewerkschaftlicher Beziehung nicht ganz spurlos an ihr vorüber gezogen sei. Nun, unser Schaden soll es aber gewiß nicht sein, wenn sie durch die brüske Ablehnung der Skala und durch ihre spätere Unzugänglichkeit eine Steigerung ihres Ansehens bei den Kollegen nicht herbeigeführt hat. Überdies ist es bezeichnend für die Wertschätzung der verschiedenen Betriebe in Eilenburg, daß sich bis heute, außer den von Anfang an stehen gebliebenen, kein einziger Kollege von auswärts als Arbeitswilliger gefunden hat. Es ist also der Appell an die Solidarität der Kollegen nicht vergeblich gewesen. Es zeigt uns aber auch weiter, daß wir mit unserem Vorgehen auf dem rechten Wege waren, und daß wir der Gesamtheit einen Dienst geleistet haben, der Anerkennung gefunden hat.

Feuilleton.

Vom Büchertisch.

Jahrbuch für das lithographische Gewerbe 1914. Verlag von C. Kluth, Karlsruhe i. B. 14. Jahrg. Auch in diesem Jahre ist wie bisher das Jahrbuch für Lithographen und Steindruck er erschienen. Es ist dies jetzt der 14. Jahrgang. Neben einem reichhaltigen Text für die Lithographen: Geschriebene Merkanfilarbeiten, Die Gravar der Fabrikant, Rasterziele, Linien und Adler in der Heraldik, Die Gelatineüberziehpause usw. und für den Steindruck: Das Aufstechen auf dem Brett, Leder- und Gummiwalzen, Verarbeitung von Abziehdrukpapier, Der Überdruck etc., wird auch der Offsetdruck genügend gewürdigt. Eine große Anzahl von Beilagen in ein- und mehrfarbigem Druck (Offsetdruck etc.) beleben das Buch und geben den Lithographen Anregung für die Praxis. Daß auch ein Jahresbericht des Verbandes und solche über die Verbände des Auslandes und Totentafel nicht fehlt, ist selbstverständlich. Das Buch sei hiermit allen Kollegen wärmstens empfohlen, es ist zu beziehen durch alle Zahlstellen oder direkt vom Verlag.

Chiffre - Inserate
finden im Arbeitsmarkt keine Aufnahme.
Die Expedition.

Stellenangebote
Wir suchen noch einige tüchtige
**Maschinen-
Retuscheure**
zum baldigen Antritt.
Dr. Belle & Co., Berlin,
Zossenerstraße 55. [240]

**Tüchtiger
Farbenätzer**
wird angenommen bei
A. Krampolek, k. k. Hofkunstansialt,
Wien IV, Viktorgasse 14.

Wir suchen per sofort oder später
mehrere tüchtige
FARBÄTZER
Proben und Gehaltsansprüche erbeten.
J. G. Huch & Co., G. m. b. H.,
Braunschweig. [240]

Stellengesuche
Fräser-Monteur mit neuerstkl. Zeug-
nissen, s. sof. dauer. Stell. Ang. an
H. Barth, München, Blutenburgstr. 57 IIIr.

Verschiedenes
Roulett-, Fadenstichel
Fräser u. s. w. in bester Aus-
führung fert. an
Carl Neumann, vormals G. König,
Berlin SO., Manteuffelstr. 31.

Graphische Fachklassen
Buchdruck, Satz, Lithographie, Stein-
druck, Photomechanische Verfahren,
Entwurf und Werkstatt-Ausbildung.
Prospekt frei. Kunstgewerbeschule
Barmen

Fachliteratur.
Der praktische Umdrucker.
Von Bernh. Enders, umfaßt das Gesamt-
zu beziehen durch:
Conrad Müller, Schönditz.

Verbandsnachrichten
Achtung! Mannheim!
I. Vorsitzender:
Kurt Meuterodt, Traillteustraße 52.
Kassierer und Auskunftsleiter
für Steindruck und Lithographen:
Karl Barth, Lange Rötterstraße 62;
für Chemigraphen:
A. v. Dijk, Augartenstraße 32;
für Photographen:
Paul Schmidt, U. 1. 6.

Achtung! Bremen!
Wegen Erkrankung des Kassierers
sind bis auf weiteres alle Sendungen
an den Vorsitzenden
Karl Zächner, Ochtmstr. 1
zu richten, der auch vertretungswelse
Unterstützungen auszahlt und Aus-
kunft erteilt.

Lahr i. Baden!
Da der Kassierer u. Unterstützungs-
anzahler schwer erkrankt ist, werden
diese Geschäfte bis auf weiteres vom
Vorsitzenden Gustav Richter, Burg-
heim b. Lahr i. Baden, geführt.

Die
Graphische Presse
wird auf der
grossen Fachzeitschriftenschau
der buchgewerblichen Weltausstellung
Leipzig 1914
vertreten sein.